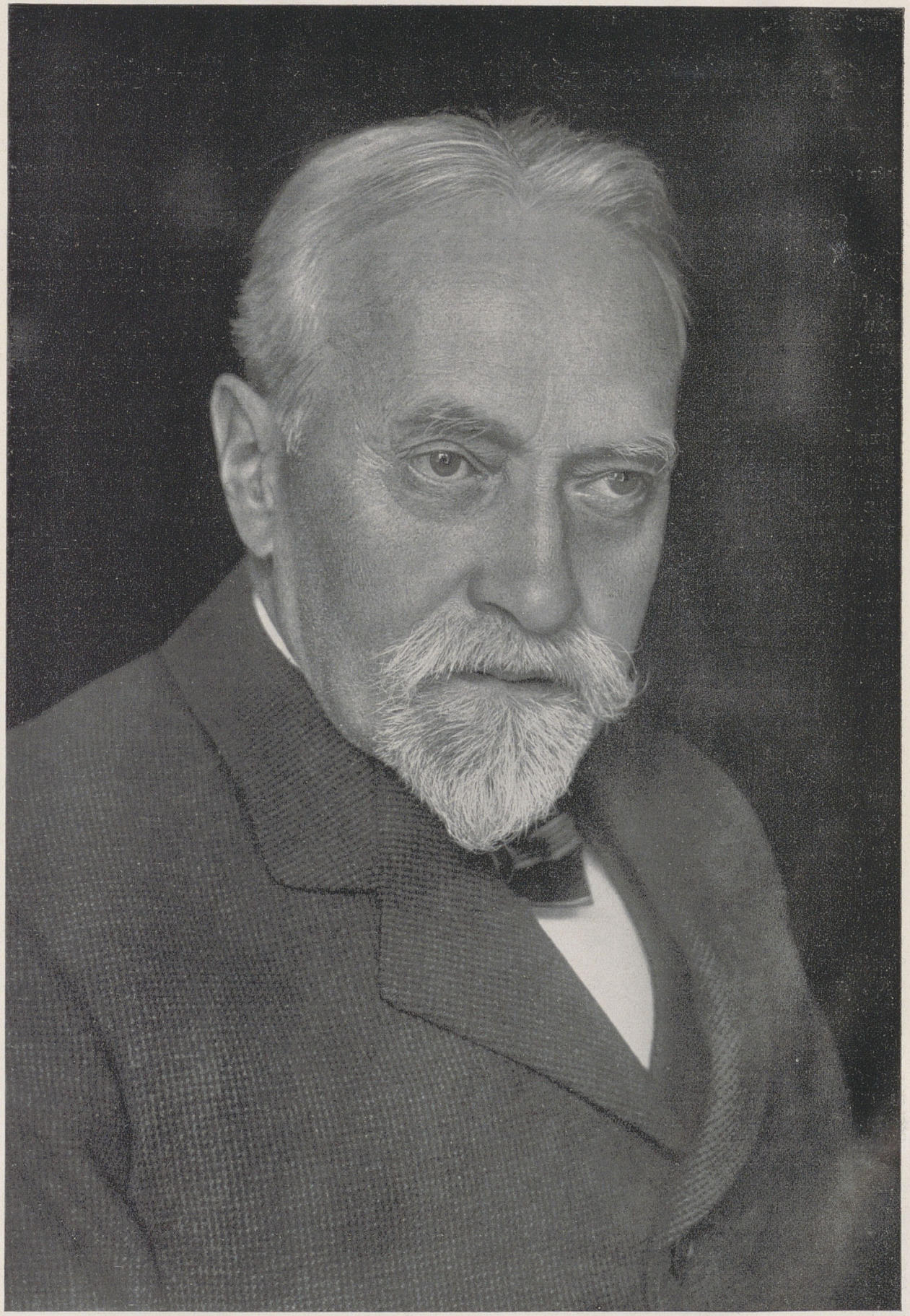


GUSTAF KOSSINNA — *Zur Feier seines 80. Geburtstages auf der Reichstagung in Hannover*

Hans Reinerth

Gustaf Kossinna als Vorkämpfer und Begründer der völkischen Vorgeschichtsforschung

Rede gehalten anläßlich der Festsitzung zur Feier des 80. Geburtstages von Gustaf Kossinna am 26. September 1938 in Hannover

Deutsche Männer und Frauen!

Man hat die deutsche Vorgeschichte eine kämpfende Wissenschaft genannt und ich glaube, daß keiner der Wissenschaften vom deutschen Menschen diese Ehrenbezeichnung eher zukommt als dem Forschungszweig, der sich mit den frühesten Jahrtausenden unserer Geschichte beschäftigt. Denn mehr als hundert Jahre sind es her, seitdem sich diese Wissenschaft in einem ununterbrochenen Kampfe befindet. Mehr als hundert Jahre, seit die Gegensätze wissenschaftlicher, mehr aber noch weltanschaulicher Art, auf dem Gebiet der deutschen Vorgeschichte aufeinanderprallen. Das Ergebnis, das dieser Kampf gezeitigt hat, ist die ungeahnte Erweiterung unseres geschichtlichen Blickfeldes, die Erweiterung der deutschen Geschichte um mehr als drei Jahrtausende! Darüber hinaus aber hat die innere Haltung unserer Forschung durch diesen Kampf ihre geradlinige Ausrichtung, ihren eindeutigen Weg bekommen. Die deutsche Vorgeschichte hätte nicht die angesehene Stellung im Rahmen der deutschen Geisteswissenschaften, noch weniger im Rahmen der politischen Wissenschaften, wenn nicht dieser Kampf den Einzelnen wie die Gesamtheit der Forscher in ihrer Ausrichtung gestärkt und gefestigt hätte.

In diesem hundertjährigen Ringen steht nun eine Persönlichkeit, der wir als Nationalsozialisten mit Recht die Ehrenbezeichnung eines großen Kämpfers zuteilen können: Gustaf Kossinna. Alle Eigenschaften, die wir von einem Kämpfer verlangen, hat dieser Mann besessen. Alles was ein Kämpfer im Laufe eines langen Lebens an Leid, an Sorgen, an Zurücksetzungen erfahren kann, ist diesem Manne widerfahren. Und trotzdem hat er die Gedanken, die ihn von Anfang an beseelten bis zum Ende durchgekämpft und hat uns als Vermächtnis ein Werk hinterlassen, das in unserem neuen Staate die unerschütterliche Grundlage unserer frühesten Geschichtsbetrachtung bildet.

Als Gustaf Kossinna auftrat, war die Lage der deutschen Geisteswissenschaften höchst verwickelt. Die ganze zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war erfüllt von der Auseinandersetzung zwischen jener geistigen Strömung, die letzten Endes in der Zeit der Aufklärung wurzelte und sich auf die Neuerrungenschaften der französischen Revolution mit allen ihren schwerwiegenden Folgeerscheinungen gründete, und andererseits den Männern, die auf heimischem Boden standen und sich der neuen gleichmachenden, überfremdenden, liberalistischen Richtung entgegenstellten.

Die einseitige Einstellung der Wissenschaft der Aufklärer, die nichts anderes gelten ließ als den reinen Verstand, die von allem hinwegführte, was artgemäß bedingt war und dadurch zur Wegbereiterin der Überfremdung werden mußte, war zunächst zu Beginn des Jahrhunderts vorherrschend. Ich brauche für das Gebiet der Germanenforschung nur den oft genannten Johann Christoph Adelung zu erwähnen, um anzudeuten, was von dieser überfremdenden Richtung, die allem wesenseigenen Volkstum fern stand, erwartet werden konnte. Er tat 1806 in seiner „Ältesten Geschichte der Deutschen" den Ausspruch: „Der Germane ist das Raubtier, das schläft, wenn es nicht jagt oder frißt."

Dieser volksfernen, geistigen Strömung entstand ein entschiedener Gegner. Er ist unmittelbar in dem Zeitalter verwurzelt, das sich gegen die französische Unterdrückung auflehnte, in dem Zeitalter der Befreiungskriege und des ersten — wenn auch romantischen — Gewahrwerdens germanischen und deutschen Volkstums. Als damals Ernst Moritz Arndt dem Satze von Adelung einen anderen entgegenstellte und sagte: „Wir wollen unsere Vorfahren mit jenen verrückten Adelungen und anderen gelehrten Auslegern uns nicht barbarisch machen lassen", so hat er damit klar und deutlich gezeigt, wie die Richtung der späten Aufklärer von den volksverbundenen Forschern eingeschätzt wurde. Zwischen diesen beiden Fronten gab es keine Versöhnung. Wohin der Weg sie auch führen mochte, solange ihre Grundsätze unverändert blieben, konnte niemals ein Frieden geschlossen werden.

So finden wir es verständlich, wenn die nächsten Jahrzehnte erfüllt sind von wissenschaftlichem und kulturpolitischem Kampf. Für die Vorgeschichte waren es auf der Seite völkischer Geisteshaltung besonders Friedrich Lisch und Johann Friedrich Danneil, auf der Gegenseite Ludwig Lindenschmit und Christian Hostmann. Man kann diese Namen beliebig vermehren. Es ist nicht die Haltung einzelner Außenseiter — wie man vor

kurzem noch glauben machen wollte —, sondern es ist die typische Haltung der Zeit, die sich im Werk dieser vier gegensätzlichen Männer ausdrückt.

Den Kampf der beiden großen gegnerischen Lager möchte ich durch eine Reihe von Zitaten kennzeichnen.

Friedrich Lisch zeigte schon 1844, daß in unseren heimischen Altertümern der Schlüssel zu der frühesten großen Geschichte der Germanen enthalten ist. Er sagt: „Die bronzenen Altertümer aus den kegelförmigen mit Rasen bedeckten Gräbern Norddeutschlands, welche wahrscheinlich den Germanen zuzuschreiben sind, und welche die Bronze- und Goldzeit, als nicht mehr unvermischtes Kupfer und noch nicht Eisen und Silber im Gebrauch war, charakterisieren, haben so viel Interesse, daß deren allseitige Erforschung dereinst von nicht geringem Wert für die Urgeschichte Deutschlands sein wird." Er spricht es als Erster aus, daß die vorgeschichtlichen Völker des Nordens und des Südens auf gleicher Kulturstufe standen, „daß die norddeutschen Altertümer aus dieser Zeit keineswegs hinter den altgriechischen und altitalischen zurückstehen, sondern dieselben an Reinheit der Form oft übertreffen". Das sind heute für uns selbstverständliche Feststellungen. In der Zeit, als sie ausgesprochen wurden, bedeuteten sie eine scharfe Kampfansage, die die Männer des Gegenlagers immer wieder auf den Plan rief.

Friedrich Lisch hat eindeutig als das Ziel der Forschung, für die er lebte und kämpfte, die Erschließung der Vorgeschichte unseres Volkes und Stammes genannt. Er betont, daß das Hauptziel aller Untersuchungen die Beantwortung der Frage bleibe, welchem Volke die erhaltenen Gräber, welchem Volke die kunstvollen Funde daraus zuzuschreiben sind. Hier handelt es sich keineswegs um den Wunsch, eine allgemeine, früheste Kulturgeschichte zu schreiben, wie sie damals verlangt wurde, sondern hier steht die Forderung, die früheste Geschichte des eigenen Volkes durch Forschung zu ergründen und zu erhellen.

Dieser klaren Haltung der Vertreter einer völkischen Geschichtsauffassung stehen die Männer gegenüber, die auf den Leitsätzen der Aufklärungszeit weiter bauend, schließlich zu einer universalistischen und besonders romanistischen Einstellung gelangen. Sie bekämpfen jede volkseigene Auslegung der Denkmäler unserer Vorzeit.

Auch dafür einige Beispiele. Im Jahre 1836 ist das sog. Dreiperiodensystem geschaffen worden, das bis heute unserer Forschung das notwendige chronologische Gerippe bietet. Durch eine vergleichende Untersuchung der auf viele Tausende angewachsenen Funde unserer Heimat und des germanischen Nordens gelingt es auf deutschem Boden Lisch und Danneil und in Dänemark dem Museumsleiter Thomsen in Kopenhagen diesen riesigen Fundbestand zu gliedern und auf Grund der Hauptwerkstoffe eine Steinzeit, eine Bronzezeit und eine Eisenzeit zu unterscheiden. Es war das ein grundlegender wissenschaftlicher Fortschritt. Aber er bedingte auch, daß die neue zeitliche Gliederung nun notwendig eine Feststellung erlaubte, die dem Gegner höchst unangenehm war, nämlich die Feststellung, daß im germanischen Norden, schon in der Bronzezeit, ja selbst in der Steinzeit eine hohe Kultur geherrscht hatte. Daß also nicht, wie manche dieser Männer „bewiesen", die Römer im heute deutschen Lebensraume noch Steinzeitmenschen begegnet oder daß sogar die kunstvollen Bronzen mitten in ein steinzeitliches Gebiet aus dem römischen Kulturbereich eingeführt worden seien.

Es ist selbstverständlich, daß Forscher, die diese Auffassung vertraten, zu unversöhnlichen Gegnern aller Anschauungen werden mußten, die eine drei- bis viertausendjährige eigenständige Kulturentwicklung auf germanischem Boden damals schon festlegten. Alle die wundervollen bronzezeitlichen Funde an Waffen, Schmuck und Werkzeugen, das Schönste, was wir aus der urgermanischen Zeit besitzen, war nach der „wissenschaftlichen" Meinung dieser Seite von außen eingeführt, nichts durfte als germanische Arbeit, als Zeichen germanischer Kunstfertigkeit und Kulturhöhe gelten.

So sagt Ludwig Lindenschmit in Mainz, der führende Vertreter der Barbarenthese noch 1880: „Die sog. Bronzeperiode erscheint damit nur als eine Zeit eines belebten Verkehrs des Handels und der Industrie der Mittelmeerländer nach Norden. Ihre dorthin gelangten Produkte zeigen so wenig irgendwelches Merkmal eines Aufwuchses aus der Eigentümlichkeit kelto-germanischer Anlage, einer Verwandtschaft mit früheren heimischen Erzeugnissen als eine Fortentwicklung, einem Nachwuchs in späteren. Sie bekunden einen so fremdartigen und so überlegenen Kulturzustand sowohl in bezug auf die Gebilde der vorhergegangenen Steinzeit als der folgenden Eisenzeit, daß sie unmöglich als Zeugnisse einer selbständigen Bearbeitung der Metalle, als Nachweise einer naturgemäßen Übergangsstufe nationaler Bildung ältester und spätester Zeit in irgendeiner Weise zu betrachten sind."

Und an anderer Stelle fügt Lindenschmit hinzu: „Es ist nun einmal erwiesen, daß die primitiven Verhältnisse, welche durch den Gebrauch der Steingeräte bezeugt werden, zum Teil noch in die historische Zeit hinabreichen. Sie erscheinen für die keltogermanischen Völker nur dann undenkbar und unmöglich, wenn man sie nicht als das betrachtet, was sie waren, als das Zeugnis zurückgehaltener Entwicklung der Kulturanlage einer Bevölkerung außer unmittelbarer Berührung mit anregendem Verkehr." Damit war der „wissen-

schaftliche" Boden für die Greuelmärchen über unsere germanischen Vorfahren bereitet und Lindenschmit selbst macht den Anfang damit. Er schreibt: „Und schreckliche Leute müssen sie (die Germanen) gewesen sein, daß sie, obgleich von äußerst geringer Anzahl, wie man weiß, mit ihren Steinhämmern die Menge ihrer zahlreichen keltischen Hintersassen so in Respekt und Angst versetzten, daß diese ihre ehernen Schwerter und Streitmeißel, früher der Schrecken des Weltteils, in die Erde vergruben und versteckten."

Der Mitkämpfer Lindenschmits im römisch-germanischen Kreis, Christian Hostmann, hat diese Anschauungen seines Meisters bisweilen in etwas oberflächlicher Art, aber mit noch größerer Emsigkeit weitergeführt. „Wir sprachen vorhin von den mit Tierfellen bekleideten Germanen", sagt er 1890, „und nicht ohne Grund. Kompetente Zeugen wie Cäsar und Tacitus gedenken neben dem groben Friesmantel der Männer und den langen Gewändern der Weiber, besonders einer aus Fell bestehenden Tracht, zumal bei den am Ozean angesiedelten Stämmen." Und nun schildert er die bekannten Trachtenfunde, die im Norden in den germanischen Baumsärgen der Bronzezeit gemacht wurden und schreibt dazu: „Das war keine altgermanische Tracht, noch weniger altgermanische Arbeit! Aber so mochte die Winterkleidung der Mittelklasse in den Handelsstädten des Tyrrhenischen Meeres beschaffen sein und jene unter gewaltigen Hügeln beigesetzten Baumsärge können recht wohl die irdischen Überreste südländischer Kaufleute oder Kolonisten enthalten, die, wenn sie noch reden könnten, uns vielleicht die sicherste Auskunft über die Abstammung der ‚nordischen Bronzen' erteilen könnten." Also lieber Etrusker, nur unter keinen Umständen Germanen! An anderer Stelle gibt Hostmann sein Urteil über germanische Waffenkunst unzweideutig bekannt. Er schreibt: „Diese angeblichen Kriegswaffen (er meint die kunstvollen Bronzewaffen der urgermanischen Zeit), die mit erstaunlicher technischer Fertigkeit, mit edelstem Geschmack in Form und Zierart, aber ohne die geringste Rücksichtnahme auf praktische Brauchbarkeit verfertigt wurden, können nie und nimmer das Fabrikat eines nordischen Volkes gewesen sein, das nur erst die primitive Stufe einer Steinzeit hinter sich hatte." Kurz, auf Christian Hostmann wirkt „die Vorstellung, wie unsere gigantischen tierfellbekleideten Germanen mit solchen Prunkwaffen einherstolzierten, in höchstem Grade komisch", und er ist selbstbewußt genug, um zu glauben, daß seine deutschen Zeitgenossen sich diese planmäßige Herabwürdigung unserer Vorfahren zu eigen machen würden.

Hier stehen zwei Weltanschauungen einander gegenüber, zwischen denen es keinen Ausgleich und keine Verständigung gibt. Es liegt auf der Hand, daß der Standpunkt, den Lindenschmit und Hostmann vertraten, mit den Anschauungen Friedrich Lischs ebenso unvereinbar war, wie mit dem wissenschaftlichen Standpunkt Gustaf Kossinnas. Man hat eingeworfen, daß die hier gegebenen Zitate aus einem Werke herausgerissen seien, das auch manche Anerkennung für das Kulturschaffen der Germanen, namentlich für die spätere Zeit, brächte. Auch die Arbeit der erwähnten Männer für die Bergung und Sammlung vieler bodenständiger Kulturhinterlassenschaften vor- und frühgeschichtlicher Zeit dürfe nicht vergessen werden. Das geschieht auch nicht. Besonders Ludwig Lindenschmit hat sich Zeit seines Lebens für die Erforschung auch der nichtrömischen Funde des heimischen Bodens eingesetzt und wir verdanken ihm zahlreiche wertvolle Darstellungen. Worum es uns aber geht, das ist, daß sowohl Lindenschmit als Hostmann und die meisten ihrer Anhänger in der entscheidenden Grundhaltung sich niemals zu einer gerechten Wertung eigenen Volkstums durch gefunden haben, sondern im Gegenteil dem Norden und den frühen Germanen jede Kulturhöhe absprachen.

Diese Einstellung wäre auch milder zu beurteilen, wenn sie bloß den Stand damaliger wissenschaftlicher Erkenntnis widerspiegelte. Das ist aber keineswegs der Fall; denn Danneil, Lisch und manche andere völkischen Forscher hatten längst die richtige Wertung der germanischen Bronzezeit erkannt und dargestellt. Die Haltung des Kreises um Ludwig Lindenschmit ist vielmehr eine bewußte Einstellung gegen eine gerechte Würdigung der frühesten Kulturleistungen unserer Vorfahren. Das geht klar aus den nachfolgenden Ausführungen des weniger vorsichtigen Christian Hostmann hervor: „Freilich", sagt er, „urteilt Lisch ziemlich treffend, daß, wenn man eine Einführung der Bronzen von Griechenland oder von Rom in den Norden annehmen wollte, auch fortan von irgendeiner Kultur der germanischen Nordländer gar nicht mehr die Rede sein könne. Aber eben deswegen verzichtet auch eine wissenschaftliche deutsche Archäologie vollständig darauf, aus dem so reichen Inhalt der Hügelgräber Schlüsse ziehen zu wollen auf den früheren Kulturzustand unserer Vorfahren. Sie beschränkt sich lediglich darauf und findet darin allein ihre ausschließliche Befriedigung, die fremden (!) Kulturkreise aufzusuchen, in deren Totalität jene Altertümer sich naturgemäß einreihen lassen, sowie die Wechselbeziehungen zu erforschen, welche ihren Vertrieb im Laufe der Zeit ermöglichen und veranlassen konnten."

Es fällt nicht schwer, aus der Reihe der Gegner völkischer Vorgeschichtsforschung im 19. Jahrhundert noch manche ähnliche grundsätzliche Äußerungen zu erwähnen. Ich wiederhole hier

nur noch die oft zitierte Meinung des Wiener Historikers Koch aus dem Jahre 1856. Er sagt: „Für deutsche Länder kann es als Regel gelten, daß die in Gräbern gefundenen Antikaglien von Bronze und Gold, wenn sie nicht römisch sind, notwendigerweise keltisch sein müssen, weil es der Kulturgeschichte widerstrebt, sie den Germanen anzueignen."

Zwischen diesen beiden großen Lagern, zwischen denen es keine Versöhnung gab, stand in einer gewissen Vermittlerstellung der große Anthropologe Rudolf Virchow (1821—1902). Er hatte sich in der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft einen Rahmen geschaffen, in dem er die Möglichkeit fand, seine Forschungsergebnisse weiten Kreisen zuzuleiten und mit dieser organisatorischen Grundlage allerlei Einrichtungen zu schaffen, die nicht zuletzt die Erforschung der Vorgeschichte unseres Vaterlandes weitgehend gefördert haben. Wir dürfen Rudolf Virchow daher dankbar als einen bedeutenden Erforscher unserer deutschen Vorzeit bewerten, der erfolgreich dahin wirkte, daß überall neue Museen, neue Sammlungen, neue Institute entstanden, die sich mit dem Stoff der heimischen Vor- und Frühgeschichte beschäftigten. Aber Rudolf Virchow ist andererseits kein Mann des völkischen Lagers gewesen; so wenig er das politisch war, so wenig entspricht auch seine wissenschaftlich-kulturpolitische Haltung der völkischen Richtung. Er ist immer noch der Anschauung, daß die Germanen aus Asien gekommen seien, daß die meisten vorgeschichtlichen Denkmäler unseres Vaterlandes mit den Germanen nichts zu tun hätten. Er glaubt auch, daß der Ursprung der Indogermanen nicht im Norden liege und vertritt so in Vielem die gegenteiligen Ansichten wie Gustaf Kossinna.

Die Deutsche Anthropologische Gesellschaft, die bis kurz nach der Machtübernahme bestanden hat, war also in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einer der großen wissenschaftlichen Faktoren, mit denen sich Gustaf Kossinna ebenfalls auseinandersetzen mußte. Zwischen den beiden unversöhnlichen Gegenlagern der Forschung, dem völkischen und dem universalistisch-romanistischen, stand die Großorganisation der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft mit anthropologischen und vorgeschichtlichen Interessen, an ihrer Spitze Rudolf Virchow.

Wissenschaftlich gesehen war die Lage vor Gustaf Kossinna die folgende: Trotz des Einspruches der Forscher des romanistischen Lagers war das Dreiperiodensystem Lischs und Thomsens zur Anerkennung gelangt. Man gliederte die Vorzeit schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts fast allgemein in Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit. Wenig später begründeten die Schweden Hildebrand und Montelius (1886) die typologisch-formenkundliche Methode. Man teilte die großen Hauptperioden auf Grund der Fortentwicklung der zugehörigen Waffen, Schmucksachen und Werkzeuge in Unterstufen, und es gelang so, eine überraschend genaue relative und bald auch absolute Chronologie besonders für die Bronzezeit zu gewinnen. Die räumlichen Unterschiede in der Verbreitung bestimmter vorgeschichtlicher Formenkreise wurden bekannt, ohne daß es vorerst noch möglich war, diese Gliederung zur Festlegung von Völkern und Stämmen zu benutzen. Gustaf Kossinna fand also bei seinem ersten wissenschaftlichen Auftreten das Dreiperiodensystem und die formenkundlich-typologische Methode von Oskar Montelius vor. Er trat mitten in den zweiten großen Abschnitt der Entwicklung unserer Forschung ein, und hat seine ersten Neuergebnisse im wesentlichen der Methode der erwähnten Männer zu verdanken.

Im Jahre 1895 erfuhr die weitere Öffentlichkeit zum ersten Male von Gustaf Kossinna. Sein erstes Auftreten geschah auf einer Tagung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Kassel, also in einem Rahmen, der in den Kreis Rudolf Virchows hineingehörte. Diese Tagung in Kassel ist selbstverständlich nicht der Beginn der wissenschaftlichen Arbeiten Kossinnas, sondern nur die Einleitung seines großen öffentlichen Wirkens.

Wer war denn Gustaf Kossinna? Wir fragen heute bei jedem Manne, den wir in seinem wissenschaftlichen und politischen Wirken zu beurteilen haben, zunächst nach seiner Herkunft, nach der rassischen Art und Ausrichtung seiner Familie, nach dem Kreis, dem er im geistigen Sinne entstammt.

Gustaf Kossinna brachte für seinen späteren Beruf und für seine kämpferische Arbeit hohe rassische und geistige Werte aus seiner Heimat mit. Am 28. September 1858 in Tilsit geboren, sind seine Eltern und Großeltern durchweg im Raume dieser Nordostmark des Reiches beheimatet. Sie sind, rassisch gesehen, aus nordischen und baltischen Elementen zusammengesetzt, und die Eigenschaften dieser beiden Rassen treten in kennzeichnenden Formen sowohl körperlich wie geistig-seelisch auch in Gustaf Kossinna zutage. Wenn wir an ihm in erster Linie die Schärfe des Denkens, die Klarheit des Blickes, den Fleiß, die Ausdauer, die Beweglichkeit, aber auch die Lebendigkeit, die schöpferische Phantasie schätzen, so sind das Eigenschaften, die sich ohne weiteres aus dieser blutsmäßigen Herkunft des großen Mannes erklären. Kossinna ist aber auch geistig in einer Umgebung aufgewachsen, die sich von jeher auf einen nationalen Standpunkt gestellt hat. Sein Vater, Professor am Tilsiter Gymnasium, war zeit seines Lebens konservativ ausgerichtet. Gustaf Kossinna hat aus dem Kreise seiner Familie schon von frühester Jugend an eine

nationale Einstellung mitbekommen. Der Krieg von 1866 und dann von 1870/71 hat ihn sicherlich darin bestärkt. Da seine Entwicklung mit hineinfällt in den großen Aufstieg Deutschlands und Preußens, so bedeutete das für Kossinna eine weitere, enge Verankerung in völkischem Boden und Geiste. Von 1876—81 studierte Kossinna in Göttingen, Leipzig, Berlin und Straßburg und promovierte in Straßburg zum Doktor der Philosophie. Sein Studienfach war anfangs klassische Philologie. Sie ist ihm später oft zugute gekommen, denn da die Gegner auf diesem Gebiet zu Hause waren, konnte Kossinna ihnen mit fachlichen Waffen begegnen. Er gab aber das Studium der klassischen Philologie bald auf, studierte germanische Philologie, germanische Altertumskunde, Kunstgeschichte und Landeskunde. Die Vielseitigkeit, die wir in den späteren Werken Kossinnas bewundern, ist hier vorgeschaffen in der Zusammenstellung seiner Fächer, die ihm damals schon die Hilfsmittel an die Hand gaben, die er brauchte.

Wir beobachten das Fehlen einer naturwissenschaftlichen Ausbildung und erinnern uns, daß Gustaf Kossinna zeit seines Lebens kein Ausgräber gewesen ist und der naturwissenschaftlichen Ausrichtung anfangs fremd gegenüberstand. Dann aber nahm er um so freudiger die Erkenntnisse der Rassenkunde an und ist derjenige gewesen, der, neben Alfred Schliz, als erster deutscher Prähistoriker für den ganzen Raum der deutschen Vorgeschichte auf den Grundlagen der Rassenkunde fußte.

Die größte Einwirkung während seines Studiums hat sein Lehrer Müllenhoff auf ihn ausgeübt. Immer hat er sich dankbar zu ihm bekannt, und es war zunächst sein Wunsch, die „Deutsche Stammeskunde" Müllenhoffs weiterzuführen und auszubauen. Er wußte damals noch nicht, daß sein Weg bald zu wichtigeren Problemen führen würde, die ihn die früheste Geschichte des gesamten Germanentums aufklären ließen.

Notgedrungen, da ein anderer Weg nicht offen stand, hat Gustaf Kossinna den Bibliothekarsberuf ergriffen. Er war 1881 in Halle, 1886 in Berlin, 1887 in Bonn und 1892 wieder in Berlin tätig. Aber dieser Beruf wurde ihm bald zu eng. Gustaf Kossinna war nach allen seinen Anlagen nicht zu einem Bürokraten geschaffen, und so ist er sicherlich — wie allgemein zugegeben wird — kein besonders guter Bibliothekar gewesen. Im Jahre 1900 beginnt er seinen Kampf um die Verselbständigung der Ideen, die ihn von Anfang an beschäftigten, den Kampf um eine Professur der deutschen Altertumskunde, der deutschen Archäologie. Es gibt glänzende Gutachten einzelner Berliner Universitätsprofessoren über die Tätigkeit Gustaf Kossinnas und man muß sich wundern, daß es einmal eine Zeit gegeben hat, in denen Fakultäten so ausgezeichnete Bewertungen stillschweigend zu den Akten legten. So kam es erst im Jahre 1902 zu der Gründung der Professur für deutsche Archäologie und Gustaf Kossinna wurde der erste Professor für Vorgeschichte im Reiche.

Gustaf Kossinna war zweimal verheiratet. Zwischen 1889 und 1904 begleitete ihn Katharina van Houten und von 1906 bis 1931 stand ihm als treuester Lebenskamerad Margarete Gottsche zur Seite. Eine ungeheure Arbeitsleistung ist in diesem Leben, das ich mit wenigen Worten schilderte, vollbracht worden. Wenn man überlegt, daß Gustaf Kossinna moderne Hilfsmittel nicht gerne oder überhaupt nicht heranzog, alle seine Manuskripte mit der Hand schrieb, seine Kollegs bis zum kleinsten Bildhinweis ausarbeitete, so weiß man erst, was er an Arbeit während seines langen Lebens leistete. Seine einzige Ablenkung war die Musik, und so verdanken wir ihm auch auf dem Gebiet der germanischen Musikgeschichte, namentlich durch die Aufhellung der Frage der Luren, ganz bedeutende Neuerkenntnisse.

An Ehrungen war das Leben Gustaf Kossinnas ganz arm. Man darf sagen, daß erst in den letzten Jahren die Anerkennung eintrat, die ihm 30 Jahre früher gebührt hätte. Nicht nur, daß im Rahmen der Universität unendliche Schwierigkeiten bestanden, die das Fach der Vorgeschichte einfach nicht gelten lassen wollte, ganz abgesehen davon, ist sein Leben erfüllt von Hemmungen und Zurücksetzungen aller Art. Nur der Starrsinn, möchte man sagen, die Ausdauer, der Fleiß, das zähe Festhalten an der einmal gewonnenen Richtung, halfen diesem Manne über alle Schwierigkeiten hinweg und haben ihn siegen lassen.

Mehr als Deutschland hat der skandinavische Norden die Arbeiten Gustaf Kossinnas anerkannt. Die nordischen Länder, besonders Dänemark und Schweden, haben in freundschaftlichem Verhältnis zu Gustaf Kossinna gestanden. Nordische Gelehrte waren ihm aufs engste verbunden. Ich erinnere nur an seine Freundschaft mit dem großen Schweden Oskar Montelius. So kam es, daß Kossinna schon 1911 zum Mitglied der Dänischen Gesellschaft für nordische Altertümer und 1914 zum Mitglied der Finnischen Altertumsgesellschaft ernannt wurde. 1918 machte ihn die Altertumsgesellschaft Prussia wegen seiner bedeutenden Forschungen auf ostpreußischem Gebiete zu ihrem Ehrenmitglied, 1920 die Altertumsgesellschaft in Elbing und 1931 — eine sehr hohe Ehrung — erfolgte die Ernennung Gustaf Kossinnas zum Ehrenmitglied der Kgl. Schwedischen Akademie zu Stockholm. Am meisten hat ihn persönlich gefreut, daß am 2. August 1931, endlich auch die Berliner Universität, die ihm so lange Schwierigkeiten bereitet hatte, kapitulierte und gelegentlich

der Erneuerung seines Doktordiploms, das er vor 50 Jahren in Straßburg erworben hatte, eine Deputation der Universität unter Führung des Rektors bei ihm erschien und alle seine Verdienste auch im Rahmen seiner akademischen Stellung anerkannte.

Was bedeutet das Auftreten Gustaf Kossinnas im Rahmen der Vorgeschichtswissenschaft? Seine größte wissenschaftliche Tat hat er in jenem Vortrag am 9. August 1895 im Rahmen der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Kassel vollzogen. Er betitelte ihn: „Die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland". Dazu sagt Kossinna einleitend, daß er „den Versuch wage, die vaterländische Archäologie mit der Geschichte in Verbindung zu bringen und den aus den reichen Arbeiten unseres Jahrhunderts aufgesammelten Funden aus heimischem Boden gleichsam die Subjektlosigkeit zu nehmen". Sein Werk ist es also, den Altertümern des Bodens die Subjektlosigkeit zu nehmen. Man ist bis in die letzten Jahre hinein bestrebt gewesen, Kossinna dieses Verdienst abzusprechen. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten kleiner Geister, daß sie bei jedem Erfinder, jedem Entdecker danach suchen, wer vielleicht schon früher die gleiche Entdeckung gemacht haben könnte oder Andeutungen zu der Entdeckung, aber sie trotzdem niemals durchgeführt hat. Und so erging es auch Gustaf Kossinna. Man sagte, er hätte mit dieser Tat in Kassel nur etwas durchgeführt, was schon mehr als 70 Jahre vorher andere erkannt hätten.

Das ist jedoch nicht richtig. Gewiß hat es vor Gustaf Kossinna Männer gegeben, die in irgendeinem Sinne die Altertümer des Bodens mit einem bestimmten Volkstum verbanden. Die einen behaupteten, bestimmte Funde wären slawisch, die anderen sagten, sie seien germanisch oder keltisch. Bewiesen hat das keiner! Gustaf Kossinna aber hat den Beweis dafür erbracht, daß reiche Funde Norddeutschlands und Skandinaviens germanisch sind, und dieser Beweis hat bis heute nicht umgestoßen werden können! Er hat die Germanen wiederentdeckt in dem Fundmaterial des Bodens, und das ist seine alleinige und unumstößliche Tat.

Er hat die Germanen gefunden auf Grund eines neu von ihm eingeführten Arbeitsweges, den er die siedlungsarchäologische Methode nennt. Er umreißt ihren Inhalt mit dem fundamentalen Satze: „Scharf umgrenzte archäologische Kulturprovinzen decken sich zu allen Zeiten mit ganz bestimmten Völkern oder Völkerstämmen."

Dieser Lehrsatz, den Gustaf Kossinna 1895 aufstellte, hat die schärfste Bekämpfung erfahren, und erfährt sie im Ausland zum Teil bis heute. Demgegenüber stehen die großen Erfolge der Forschungen Gustaf Kossinnas und aller seiner Schüler, steht die Anerkennung, die heute alle führenden Vorgeschichtsforscher der neuen Methode geben. Denn sie ist der Schlüssel zur Heraushebung der Bodenfunde frühester Perioden aus ihrer Subjektlosigkeit. Mit Hilfe dieser Methode können wir die Funde zum Sprechen bringen, können erfahren, welchem Volke sie angehören.

In dem ersten Vortrag, den Gustaf Kossinna vor der großen Öffentlichkeit hielt, ist auch schon das erste Ergebnis der siedlungsarchäologischen Methode enthalten. Kossinna zeigt uns, daß es ihm gelungen ist, das Volk der Germanen nicht nur bis in die Zeiten des Tacitus, sondern darüber hinaus durch weitere zwei Jahrtausende, bis an das Ende der Jungsteinzeit zurückzuverfolgen. Er sagt: „Da wir aber die Germanengrenze (von der geschichtlichen Zeit her) bisher ständig zurückweichen sehen, so werden wir nicht fehl gehen, wenn wir ihre älteste Heimat in Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Jütland, den dänischen Inseln und Südschweden erkennen." Und Gustaf Kossinna schließt: „Uns Deutsche aber und mit uns alle Glieder des germanischen Stammes kann es nur mit Stolz erfüllen und bewundern müssen wir die Kraft des kleinen nordischen Urvolkes, wenn wir sehen, wie seine Söhne in Urzeit und Altertum ganz Skandinavien und Deutschland erobern und im Mittelalter über Europa, in der Neuzeit über fernste Erdteile sich ausbreiten."

Es war selbstverständlich, daß Gustaf Kossinna weder in dem römisch-germanischen Kreise der Nachfolger Ludwig Lindenschmits, noch in dem Kreise Rudolf Virchows Anklang und Anhänger finden konnte. Die Vertreter der alten völkischen Auffassung von Friedrich Lisch aber waren tot. Nur wenige Männer wagten es noch, die völkischen Grundsätze eines Lisch oder Danneil zu vertreten. Beherrschend waren vielmehr in der Mitte der 90iger Jahre die Anschauungen, die aus dem römisch-germanischen Kreise Lindenschmits hervorgingen. Unterbaut wurde diese allgemeingültige Einstellung durch das klassische Bildungsideal, das damals in Deutschland herrschte, die Schulen durchzog und in dem äußeren Erscheinungsbild unserer Städte jene kitschigen Bauten im „klassischen Stile" entstehen ließ. Nunmehr galt es, das Erbe der völkischen Forschung aufzunehmen. Gustaf Kossinna hat keinen Augenblick gezögert, in den Weg Friedrich Lischs und Johann Friedrich Danneils einzutreten, und den Kampf mit der großen, inzwischen allmächtig gewordenen Gegenrichtung zu beginnen.

Der Erfolg war ein allmählicher. Aber trotzdem haben auch die Forscher der Gegenseite sich einem nicht verschließen können, der neuen siedlungsarchäologischen Methode Gustaf Kossinnas. Wenn sie dabei auch den Namen Kossinnas nicht erwähnten, sondern einfach die Methode gebrauchten,

so ist doch durch die allgemeine Anwendung und durch die Ergebnisse, die sie bei Freund und Feind gezeitigt hat, allmählich der Sieg Gustaf Kossinnas vorbereitet worden. Mit der neuen Arbeitsrichtung war es letzten Endes möglich, nicht nur die Geschichte der Germanen und des indogermanischen Volkes, sondern darüber hinaus die Geschicke aller europäischen Völker bis in ihre früheste Geschichte zurückzuverfolgen. Man hätte dem Manne dankbar sein müssen, der den neuen Leitsatz aufstellte. Denn er ist einer der wichtigsten, methodisch-kulturpolitischen Leitsätze des ganzen 19. Jahrhunderts gewesen und unseres 20. Jahrhunderts geworden. Was wir heute an Früchten auf Grund dieser neueingeführten Methode ernten, ist als Dank zu werten für die Tat, die Gustaf Kossinna 1895 gewagt hat.

Wenn wir Kossinnas weiteres Forscherleben an uns vorüberziehen lassen, so tritt eine Kette von wissenschaftlich schöpferischen Marksteinen hervor. So im Jahre 1902, als er in der Zeitschrift für Ethnologie: „Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet." Dann im Jahre 1912 als er seine Schrift über „Die Herkunft der Germanen" herausgibt, und gleichzeitig seine „Deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft" erscheint, die heute in der Hand fast jedes deutschen Volksgenossen ist. 1921 folgt dann das Buch über „Die Indogermanen", 1927 „Die altgermanische Kulturhöhe", 1928 „Ursprung und Verbreitung der Germanen", 1932 „Germanische Kultur des 1. Jahrtausends", sein letztes, uns hinterlassenes großes Werk.

Dauernde wissenschaftliche Museumsreisen haben diesen Zeitraum von über 30 Jahren ausgefüllt. Unermüdlich tätig war der Forscher in der Aufnahme des Fundbestandes, den vor ihm noch niemand so umfassend bearbeitet hatte. Allein über 40 Bände Aufzeichnungen zur Indogermanenfrage liegen uns vor. Kossinna bereiste Dänemark, Schweden, Norwegen; er war aber auch in Belgien, Frankreich, in Österreich-Ungarn, in Rumänien und Galizien und überall hat er in erster Linie die auf das Germanentum und den nordischen Kreis bezüglichen Denkmäler aufgenommen und verarbeitet. Dieses Forscherleben von 73 Jahren hat nicht ausgereicht, um das auszuschöpfen, was Gustaf Kossinna an inhaltsreichen Aufzeichnungen, was er an Fundmaterial zusammentrug.

Kossinnas Verdienst liegt aber auch auf dem Gebiet der Organisation. Wir haben heute mehr als früher Verständnis für diese Leistung. Wir wissen, daß der organisatorische Rahmen notwendig ist, um alle die Kräfte zusammenzuführen, die gewillt sind, an einer wissenschaftlichen Arbeit mitzuwirken, die vor allem aber bereit stehen, um die wissenschaftlichen Erkenntnisse in das Volk hineinzutragen und der Wissenschaft die notwendige Unterstützung zu sichern.

Die weitwirkende organisatorische Tat Gustaf Kossinnas ist die Gründung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte. In einer Vorbereitungszeit von 1905—1908 führte Kossinna die Gründungsarbeiten durch. Im Jahre 1908 erläßt er den Gründungsaufruf, den damals schon 70 Forscher und Vorgeschichtsfreunde unterzeichnet haben. Am 3. Januar 1909 wurde dann die Gründungsversammlung in das Märkische Museum nach Berlin einberufen und so entstand die Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte, die Vorläuferin und nach 1933 der Kern unseres Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte. Im März 1909 schuf Gustaf Kossinna im engsten Zusammenhang mit der Gesellschaft die Zeitschrift „Mannus", unsere heute weit ausgebaute wissenschaftliche Vierteljahrsschrift, und 1925 folgte schließlich die Gründung des Nachrichtenblattes für Deutsche Vorzeit. Bereits im August 1909 konnte die Gesellschaft zu ihrer ersten Tagung in Hannover zusammentreten. Aus den Worten, die Gustaf Kossinna damals an die Versammlung richtete, greife ich zur Ehre der Provinz Hannover eine Stelle heraus: „Ganz besonders", sagt er, „danke ich der Provinz Hannover für die Freigebigkeit, mit der sie unsere junge nationale Wissenschaft bedenkt, daß sie zeigt, nicht nur in Babylon und Ägypten seien Aufgaben zu lösen, die große Summen deutschen Geldes verschlingen, sondern auch in unserem Vaterlande für die heimischen großen archäologischen Aufgaben, die ebenfalls nur gelöst werden können, wenn ihnen Geld zur Verfügung steht und dieses Geld da ist und gern hingegeben wird."

Mit der Schaffung dieses großen organisatorischen Rahmens hat Gustaf Kossinna leider nicht den Erfolg gehabt, den er wollte. Die Gegner waren zu stark. Auch der Zusammenschluß aller Museen und Einzelvereine für Vorgeschichte im Rahmen Ost- und Mitteldeutschlands, den er 1920 versuchte, ist fehlgeschlagen, und zwar deswegen, weil damals der übermächtige Gegner, der römisch-germanische Kreis, vom Staat jener Nachkriegszeit eifrig gefördert, gerade daran ging, selbst seine Hand auf Ost- und Norddeutschland zu legen. Wir können auch verstehen, daß eine Zeit des Liberalismus, eine Zeit marxistischer oder zentrümlich-schwarzer Ausrichtung für Gustaf Kossinna nichts übrig hatte. So ergaben sich Jahre der Sorge um seine Gesellschaft, um die Stellung der Vorgeschichtswissenschaft an der Universität wie in der Reichsarbeit, um seine persönliche Forschung und die Durchsetzung seiner Gedanken. Dann fiel die Entscheidung. Gustaf Kossinna ist als einer der ersten Männer in jenen Kreis getreten, den Reichsleiter Alfred Rosenberg im Jahre 1929 zusammenrief, um den Kampfbund für deutsche

Kultur zu begründen. Wir finden seinen Namen unter dem Gründungsaufruf und wissen, daß allein schon die persönliche Gefolgschaft für Gustaf Kossinna viele Männer auch den Weg in die Bewegung des Führers finden ließ. Gustaf Kossinna selbst hat den Sieg der nationalsozialistischen Weltanschauung, den Sieg der Bewegung nicht mehr erlebt. Er starb am 20. Dezember 1931 und hinterließ uns sein Werk, um es auszubauen und weiterzuführen.

Zeit seines Lebens ist Gustaf Kossinna nicht nur ein großer Wissenschaftler mit nationaler Zielsetzung gewesen, sondern auch ein Forscher, der die hohe politische Bedeutung der deutschen Vorgeschichte für die Gegenwart erkannt hat. Er steht mit dieser Auffassung allein unter den Vorgeschichtsforschern seiner Tage. So fleißige und bedeutende Wissenschaftler wir für Kossinnas Zeit auch nennen können, so ist doch gerade die politische Ausrichtung damals fast allen höchst unwillkommen gewesen. Man hütete sich, zurückgezogen in die Sphäre „objektiver Forschung", peinlich, irgendwelche völkischen oder politischen Schlüsse zu ziehen oder gar die Ergebnisse der Wissenschaft in den Dienst der Politik zu stellen. Gustaf Kossinna dachte darüber ganz anders. Und wenn auch durch Jahre und Jahrzehnte seine Bücher deswegen verlacht wurden, weil sie im Titel etwa von der Vorgeschichte als einer „hervorragend nationalen Wissenschaft" sprachen oder weil er sein Vorwort nach dem Tage eines bedeutenden deutschen Kriegsereignisses datierte, so ging er seinen geraden Weg sicher und unbekümmert weiter. Waren es doch besonders die Fachkreise aus dem alten Lager Ludwig Lindenschmits, die sich darüber belustigten. Heute wissen wir, daß Gustaf Kossinna in seiner Art der Auswertung vorgeschichtlicher Erkenntnisse uns allen weit voraus gewesen ist, daß er den Weg der politischen Wissenschaft ging, den wir glücklich sind, heute weiterzuführen.

Man kann aus den Werken Gustaf Kossinnas viele Stellen herausgreifen, um zu zeigen, wie er diese politische Aufgabe seiner Wissenschaft aufgefaßt hat. In seiner vielgelesenen Schrift über „Die Ostmark ein Urheimatboden der Germanen" sagt er: „Es ist eine feststehende und unumstößliche Tatsache, daß für die Erfolge der auswärtigen Politik eines Volkes nur die wirklichen Machtverhältnisse, nur sein ursächlicher Besitz und seine Kraft, diesen jederzeit und selbst bei ungünstigen Gesamtlagen unbedingt zu behaupten, entscheidend sind. Neben diesen in erster Reihe maßgebenden materiellen Mächten gibt es in der Politik noch andere, gleichfalls überaus wichtige Faktoren, die sittlichen und geistigen Mächte, die Imponderabilien Bismarcks. Zu diesen Unwägbarkeiten der Politik gehört das geschichtliche Anrecht eines Volkes auf seinen Grund und Boden. Mag sich nun ein solcher Anspruch aus geschichtlich genau bekannter Zeit herleiten oder in die für unser Auge vielleicht noch nebelhaft verschwimmenden Besitzverhältnisse einer grauen Vorzeit verlieren, mag er selbst auf Irrtum beruhen oder gar, wie es leider nur zu oft vorkommt, auf bewußter Geschichtsfälschung." Und Gustaf Kossinna fügte hinzu: „Der Deutsche gewann sich die Lande nicht etwa als Opfer seiner Kriegsgewalt, seiner Eroberungslust, seines Militarismus oder Imperialismus und wie die lügenhaften Schlagworte alle heißen mögen, sondern allein vermöge seiner rein friedlichen Betätigung, seiner rein kulturbringenden Schaffenskraft."

Diese völkisch-politische Ausrichtung der Vorgeschichtswissenschaft ist es, die wir Gustaf Kossinna besonders zu verdanken haben. Wenn wir uns fragen, was denn für uns Nationalsozialisten das Werk Gustaf Kossinnas bedeutet, so müssen wir sagen, daß es auf dem Gebiet der Erschließung unserer ältesten, volkseigenen Geschichte letzten Endes alles bedeutet. Wir sind uns bewußt, daß auch Kossinna in vielen Fragen geirrt hat und in seiner Deutung fehlgegangen ist. Wir sind uns bewußt, daß viele seiner Pläne erst durch seine Schüler und Nachfolger aufgegriffen, durchgeführt oder weiter ausgebaut werden konnten. Und wir sind ihm dankbar, daß er uns in neuer Ausrichtung ein so reiches Feld der Betätigung hinterlassen hat. Aber alle diese Dinge treten zurück hinter der einen Feststellung, daß Gustaf Kossinna es war, der als Erster die bis dahin namenlose Prähistorie zur Geschichte gemacht hat. Dank seiner Tat und Forschung können wir heute von einer Geschichte der Frühzeit unseres Volkes sprechen, deren Leistungen uns mit Stolz erfüllen. Mit Gustaf Kossinna hat sich unser geschichtlicher Blick um jene Jahrtausende erweitert, auf die gestern Reichsleiter Rosenberg hinweisen konnte. Er ist der wissenschaftliche Befreier der durch Jahrhunderte namenlosen Germanen, auf die eine fremde Geschichtslehre soviel Schimpf und Schande gehäuft hat. Er hat — wissenschaftlich unangreifbar — die Kulturhöhe dieser unserer germanischen Vorfahren aufgezeigt und ist so zum größten, in seiner Auswirkung noch gar nicht erfaßbaren Erforscher der deutschen Vorgeschichte geworden.

Diese Anerkennung, die heute an seinem 80. Geburtstag Gustaf Kossinna eindeutig im ganzen deutschen Volke zuteil wird, gilt aber auch jenseits der Grenzen unseres Vaterlandes. Ein Brief bezeugt das, den einer seiner Gegner, ein Pole, 1932 an die Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte geschrieben hat. Der Brief ist kurz, aber er sagt alles schlicht und klar, wie Gustaf Kossinna von seinen Gegnern eingeschätzt wurde: „Ich

empfinde", schreibt der polnische Forscher, „tief den Tod des Professor Gustaf Kossinna, des großen deutschen Archäologen und würdige die Tragweite dieses Verlustes für die Wissenschaft. Der Verstorbene suchte die Wahrheit, und die Wahrheit war für uns Slawen nicht immer angenehm. Trotzdem neige ich das Haupt vor den unermüdlichen Bemühungen Kossinnas im Suchen nach ihr."

Wenn Gustaf Kossinna bis zur Machtübernahme in weiten Kreisen der deutschen Vorgeschichtsforscher gar keinen Anklang und statt Anhängern nur Gegner fand, so ist das heute anders geworden. Ja, wir dürfen sagen, daß man heute einen deutschen Vorgeschichtsforscher nicht zuletzt danach wertet, wie er zu Gustaf Kossinna steht. Denn Gustaf Kossinna ist für uns nationalsozialistische Vorgeschichtsforscher ein Programm, eine Zielsetzung, der wir nachgehen und von der wir in keiner Richtung abweichen werden! So ist das Gedenken an diesen großen deutschen Mann gleichzeitig ein Bekenntnis zu unserem deutschen Volkstum und zur Ehre unserer Vorfahren.

Deutsche Männer und Frauen! Ich bitte Sie sich zum Gedenken an den großen Toten zu erheben. In der Stunde, in der an seinem Grabe, am Moltkefriedhof in Berlin, ein Kranz des Reichsbundes niedergelegt wird, grüßen wir Gustaf Kossinna und geloben ihm Treue und Gefolgschaft!

Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht und sein Altertum viel zu niedrig gestellt werden, wollte ich mein Vaterland erheben.

Jakob Grimm

Volkmar Kellermann

Germanisches Erbgut im deutschen Volksschmuck der Gegenwart

Die Fischer der ostpommerschen Küste erzählen noch heute folgende Sage: Vor langen Zeiten seien ihre Vorfahren auf drei Schiffen über das Meer gekommen und hätten sich hier, an der deutschen Ostseeküste, angesiedelt. — Dieser Bericht stimmt in Form und Inhalt völlig überein mit der Mitteilung, die Jordanes, der Geschichtsschreiber der Goten, über die Herkunft dieses Volkes gibt: auch hier wird berichtet, daß die Goten auf drei Schiffen unter ihrem König Berich über die Ostsee gefahren seien. — Da nun auch der Ort, an den sich die Volkssage anschließt, mit der Gegend übereinstimmt, die wir als Landungsort für die Goten annehmen müssen, so liegt kein Bedenken vor, diese Sage als ein Zeichen durchgehender Überlieferung von der Vorzeit bis in die Gegenwart zu betrachten.

Zahlreich sind die Beispiele aus anderen Gegenden unseres Vaterlandes, die Ähnliches bekunden; so die Sage vom König Hinz, dessen Grabhügel bei Seddin in der Westprignitz ausgegraben wurde, oder der Bericht vom Wagen in dem Hügel von Peccatel (Mecklenburg).

Auf fast allen Arbeitsgebieten der Vorgeschichtsforschung lassen sich so die Linien aufzeigen, die von der Vorzeit in die Gegenwart hineinführen; sei es bei der Betrachtung der technischen Leistungen auf dem Gebiete des Hausbaus, Wagen- und Schiffbaus, der Verwendung von Gerätschaften des täglichen Lebens, oder — was ganz besonders wichtig ist — in der geistigen Vorstellungswelt.

Alles dies ist ein schöner Beweis für die Richtigkeit der Grundsätze der Rassenforschung unserer Tage, denn solche Übereinstimmungen sind undenkbar ohne eine rassische Kontinuität im deutschen Lebensraum und vor allem im germanischen Kerngebiet Norddeutschlands und Skandinaviens.

Es soll nun im folgenden eine kurze Einzelbetrachtung angestellt werden über die Verwandtschaft des heutigen deutschen Volksschmucks mit

den Formen vorzeitlichen handwerklichen Könnens und gleicher geistiger Ausrichtung; letztere kommt vor allem in der Verwendung von Ornamenten und Sinnbildern zum Ausdruck.

Schon aus der urgermanischen Zeit, aus dem 2. Jahrtausend v. d. Ztr., kennen wir einen Halsschmuck, dessen Entwicklung in vorgeschichtlicher Zeit klarzuliegen scheint: den Halskragen.

Aus der frühen Form, die gern mit eingepunzten Spiralen verziert wird, entwickelt sich noch im Bronzealter ein Schmuckstück (Abb. 2), das bis zur Brust herabreicht und eine Aufteilung in mehrere Zonen trägt. In den ostgermanischen Ringhalskragen (Abb. 3) der frühen Großgermanenzeit ist die Auflösung weiter fortgeschritten. Der Halskragen besteht jetzt aus einzelnen Rundstäben, die im Nacken durch ein Schloß zusammengehalten werden. Über die Tragweise dieses Schmuckes sind wir durch Darstellungen auf den Gesichtsurnen unterrichtet: aus dem offenen Halsring ist ein geschlossener geworden. Erst aus der Wikingerzeit, also dem Ende des 1. Jahrtausends, stammen die nächstjüngeren Belege für diese Schmuckform, wenn auch in anderer Bildung.

ABB. 1. SCHWÄBISCHE BRAUTJUNGFER
aus Wankheim

Der Anschluß an den Volksschmuck der Gegenwart macht einige Schwierigkeiten; am reinsten scheint sich die alte Tragweise in Schwaben gehalten zu haben (Abb. 1), auch hier liegt der Verschluß im Nacken — Ähnliches finden wir im niedersächsischen Gebiet. Andere wieder tragen den Verschluß vorn an der Kehle, wie das wieder aus dem niedersächsischen Gebiet, den Niederlanden und Tirol belegt ist. Doch fehlt der Schmuck heute völlig im Osten, wo er in der Vorzeit so eigenwillige Ausformungen fand. Es ist nur fraglich, ob man in den heutigen Schmuckstücken eine Tradition aus vorgeschichtlicher Zeit annehmen kann oder eine teils veränderte Neuentstehung auf Grund gleichen Volkstums vertreten soll.

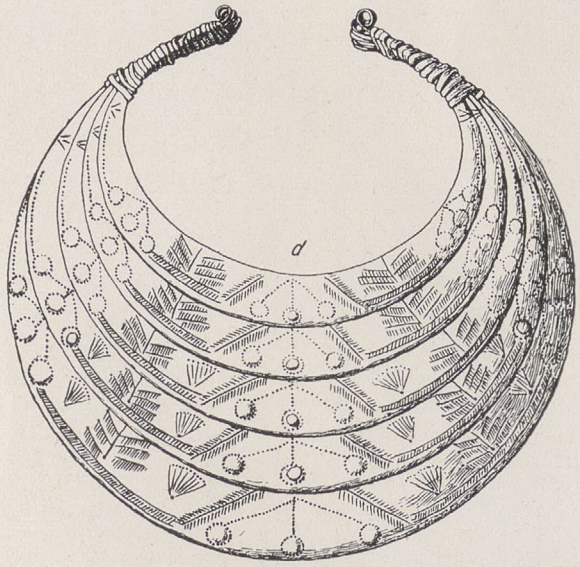


ABB. 2. GERMANISCHER HALSKRAGEN
der jüngeren Bronzezeit

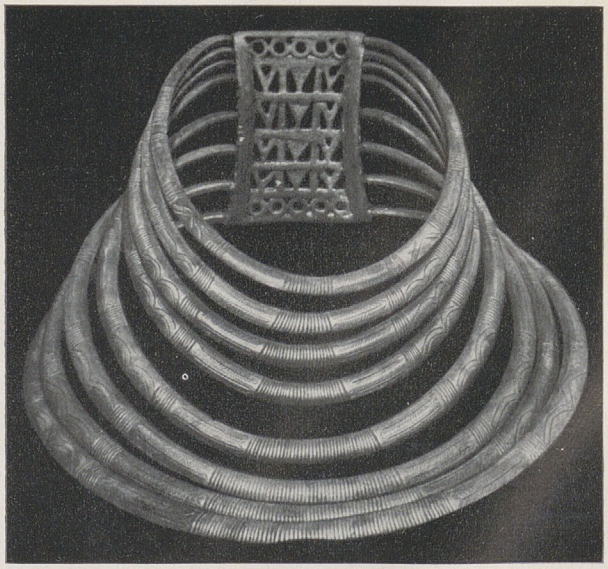


ABB. 3. RINGHALSKRAGEN
der Ostgermanen

Klarer liegen die Dinge bei den Rundspangen. Ihre erste und schönste Ausformung erhielten sie in der großen Zeit der germanischen Völkerwanderung der ersten Jahrhunderte n. d. Ztr. (Abb. 5). Auch bei den Wikingern fehlen sie nicht. Vom fränkischen Gebiet der nachfolgenden Jahrhunderte ausgehend, werden die Rundspangen zu einem allgemein „modernen" Schmuck der „gotischen" Zeit und sind auf mittelalterlichen Plastiken häufig dargestellt. Eine unersetzliche Urkunde für die Tragweise dieses Schmuckes sind die

ABB. 4. VORNEHME FRIESIN des 16. Jahrhunderts mit Rundspange

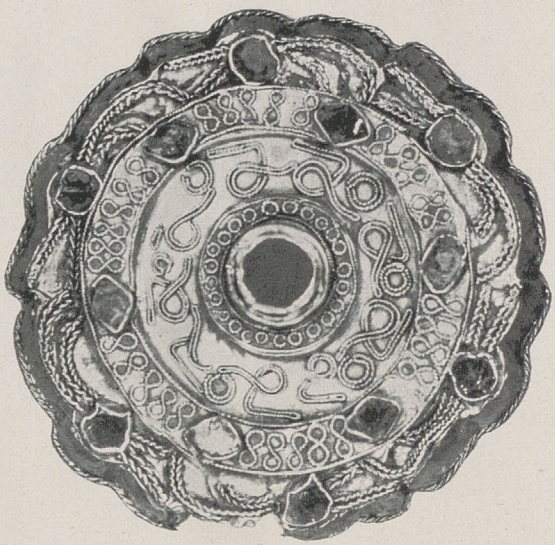


ABB. 5. GOLDENE RUNDSPANGE Hailfingen alamannisch. 7. Jahrhundert

Darstellungen aus dem Hausbuche des friesischen Häuptlings Unico Manninga, der von 1529—1588 lebte. Auf seine Anordnung hin wurden die um 1550 üblichen Trachten mit dem gesamten Schmuck der Nachwelt zum Gedächtnis aufgezeichnet. In diesen Blättern finden sich auch wichtige Belege für die Rundspange (Abb. 4). Der Name für den gesamten kettenbehangenen goldenen Brustschmuck ist „Esschart", und das hohle Mittelschild heißt: der „Fürspan". Wohl der schönste uns erhaltene Fürspan aus der deutschen Frühzeit ist der im Berliner Schloßmuseum aufbewahrte der Kaiserin Gisela von 1025 (Abb. 7). Wenn auch die friesischen Stücke nicht die prachtvolle Edelsteinverzierung aufweisen können, so ist die Gleichartigkeit beider Formen doch offensichtlich. — Andere Darstellungen wieder, wie die des Ubbo Emmius von 1616, zeigen einen Brustschmuck (Abb. 9), der stark an die Zierscheiben erinnert, wie wir sie in dem Beispiel von Borkendorf, Kr. Deutsch Krone, aus der späten Urgermanenzeit kennen (Abb. 8).

Heute ist diese Schmuckform nur noch in einem Gebiet lebendig, in dem Vorzeitfunde gleicher Art äußerst selten sind: im Bückeburger Land und in der Geest zwischen Hamburg und Bremen (Abb. 10). Doch die schönsten Rundspangen finden sich im siebenbürgisch-sächsischen Land als Erbgut der gotisch-gepidischen Stämme der Wanderzeit oder als Mitbringsel der Moselfranken, die seit dem 12. Jahrhundert hierher auswanderten. Durch die Insellage germanischen Volkstums haben sich dort Form und Ausgestaltung besonders altertümlich erhalten (Abb. 6). (Vgl. die Bildgegenüberstellungen in „Germanen-Erbe" II, 1937, S. 295).

Eine Abart der Brustspange ist die Ringschnalle. Die ältesten Beispiele stammen aus der

Jastorfstufe der großgermanischen Zeit, also der ersten Hälfte des 1. Jahrtausends v. d. Ztr. — und zwar sind es hier schmale offene Ringe, in die eine Haltenadel eingreift. Sie finden sich dann während des ganzen 1. Jahrtausends unserer Zeitrechnung. Auch von diesem Schmuckstück gibt es Darstellungen an mittelalterlichen Plastiken.

Bei den Formen unserer Tage läßt sich deutlich eine üppige, ja fast überladene Ausformung in den volkskundlich reichen (Abb. 10) — und eine einfachere Formgebung in den dürftigeren Gebieten, wie in der Mark Brandenburg unterscheiden. Doch lassen sich auch hier jene Linien klar erkennen, die von der Vorzeit in die Gegenwart hinüberreichen.

ABB. 6. DEUTSCHES BAUERNMÄDCHEN aus Siebenbürgen mit Rundspange

Es gibt nun noch eine beträchtliche Anzahl kleinerer Schmuckstücke, die den Ausformungen der Vorzeit stark ähneln; so der Braunschweiger Bohnenschmuck, der in der gleichen Art gebildet ist, wie die wikingischen Schalenfibeln. Auch Kammausformungen gehören hierher, die in der Bronzezeit und in unseren Tagen die gleiche Gestaltungsidee zeigen, ebenso einzelne Gürtelschnallen. Doch ist bei allen diesen Dingen nicht zu entscheiden, ob hier eine Überlieferung oder eine zeitlose, unbewußt immer gleiche Ausformung auf Grund einer gleichen völkischen Zusammensetzung vorliegt.

Nur zwei Beispiele seien noch für eine durchgehende Kontinuität angeführt. Zunächst der Münzschmuck, der sich noch heute im Norden (Abb. 11) und im Süden Deutschlands findet; seine Vorbilder liegen sicherlich in den Brakteatenfunden der germanischen Spätzeit (Abb. 12). Er zeigt, wie aus einer fremden Anregung ein eigenständiges Schmuckstück entwickelt wurde. — Mit dem zweiten Beispiel kommen wir zu einem ganz anderen Gebiet des Schmuckes, zu den Amuletten. Vielleicht tun wir besser, diese Bezeichnung durch eine andere zu ersetzen: etwa „segenbringendes Sinnbild". Vor allem sind hier Hammersymbole zu nennen, die noch nach dem heutigen Volksglauben Heil bringen. Auf einem Felsbild der Bronzezeit weiht ein göttliches Wesen, vielleicht der spätere Thor, ein Brautpaar mit dem Hammer, und seit der Steinzeit kennen wir durch alle vorgeschichtlichen Zeitabschnitte im Norden den kleinen Hammer, oft aus Bernstein gebildet, später aus Metall, der als Grabbeigabe in der gleichen Bedeutung erscheint, die er als Schmuckanhänger der Lebenden besaß. Er findet sich in den ostfriesischen Darstellungen des Emmius vergesellschaftet mit dem Klapperschmuck. Die an einem Zierband aufgehängten kleinen Hämmer schlagen bei jeder Bewegung gegen Kügelchen aus Metall (Abb. 13). — Ein anderes Segenszeichen, das seine Vorbilder in der Vorzeit hat, ist das Kreuz. Als ein Heilszeichen kennen wir es bei den Germanen, vorzüglich bei Langobarden und Goten, in der gleicharmigen, arianischen Form. In Süddeutschland ist dieselbe Form des gleich-

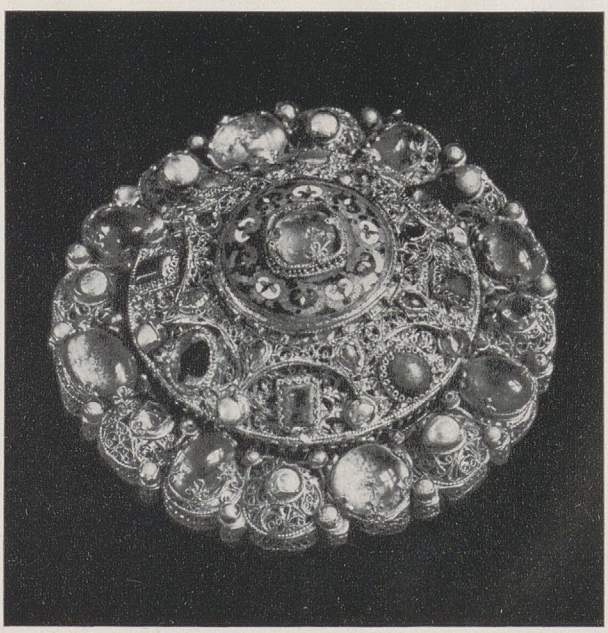


ABB. 7. FÜRSPAN der Kaiserin Gisela um 1025

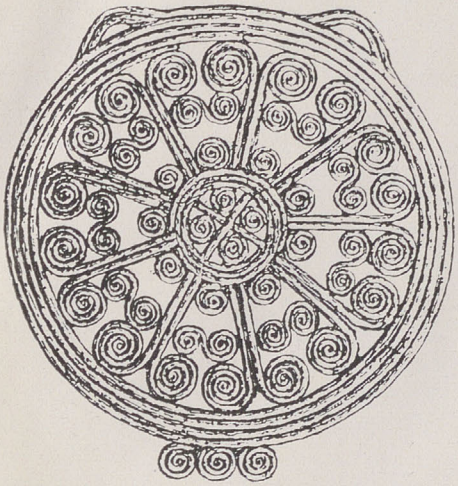


ABB. 8. SCHEIBE von Borkendorf. Germanische Bronzezeit

armigen Kreuzes als Ulrichskreuz weitverbreitet; dieſe haben als Taufandenken, Schutzmittel gegen Peſt und Mäuſefraß, ſowie als Wallfahrtszeichen große Bedeutung. Noch heute wird das germaniſche Kreuz, das wohl auf das viergeteilte Sonnenrad zurückgeht, gern als Schmuckmotiv (natürlich mit Heilsbedeutung) verwandt, z. B. bei den Bildteppichen Oſtpreußens.

ABB. 9. FRIESIN nach Ubbo Emmius 1616

Neben der Ausformung iſt für unſere Frage noch eine Betrachtung der Verzierung wichtig. Auch hier laſſen ſich deutlich die Bilder verfolgen, die in Vorzeit und Gegenwart gleichgeblieben ſind. Es erſcheinen immer die gleichen Sinnzeichen, die der Germane und ſpäter der deutſche Menſch darſtellt: Sonnenſcheibe oder Sonnenrad, Lebensbaum, Hirſch und Vogel. Gerade bei den Rundfibeln iſt das Vorbild des Sonnenzeichens, beſonders bei den mittelalterlichen frieſiſchen Darſtellungen, deutlich, und die Aufteilung durch vier, ſechs oder acht Linien gibt ebenfalls einen Hin-

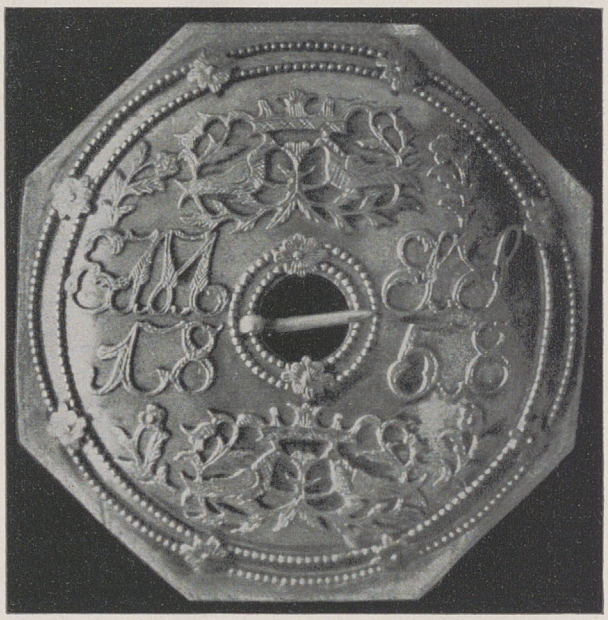


ABB. 10. BRUSTSPANGE aus der Bückeburger Gegend von 1858

weis auf die ſinnbildlich-ſegenbringende Bedeutung von Form und Verzierung (vgl. Abb. 14). Dagegen bevorzugen die Ringſchnallen eine Verwendung von Lebensbaum und Vogel, ſei es in prachtvoll aufgelegter Arbeit oder in einfacher Ritzung. Für das Herz gibt es indeſſen nur wenige Vorbilder in der völkerwanderungszeitlichen Kunſt der Germanen.

Wie kommt es nun, daß das Material, das für unſere Betrachtung zur Verfügung ſteht, ſich auf ſo wenige Formen beſchränkt? Als Grund für dieſen Ausfall wäre zweierlei anzuführen. — Bis ins hohe Mittelalter hinein iſt anſcheinend noch eine klare Tradition in der Schmuckausformung vorhanden. Später führt das aufkommende ſtädtiſche Modehandwerk (im Mittelalter bis zum 16. Jahrhundert mußten die Handwerker bis auf Schmied, Tiſchler uſw. in der Stadt anſäſſig ſein: Zunftzwang) zu einer Entfernung von der alten Überlieferung. Damit iſt das Schickſal des

ABB. 11. BRUSTSCHMUCK einer Frau von Hallig Hooge· Festtracht um 1800

Schmuckes eingeordnet in das Schicksal der materiellen Äußerungen des Volkstums überhaupt; und so kommen wir zu dem zweiten Grund. In allen Gebieten, wo Tracht und Schmuck besonders lebendig sind, läßt sich vor allem bei denjenigen Schmuckstücken, die neben dem technischen Wert noch einen ideellen haben, feststellen, daß bald Wucherungen eintreten. Ein Schmuckstück, wie z.B. die Rundfibel oder Ringschnalle, wird immer größer, und allmählich tritt eine Erstarrung von Form und Ornament ein, die wir bei den mittelalterlichen Darstellungen noch nicht finden. Damit stirbt das Schmuckstück. Aus seiner lebendigen und wandlungsfähigen Wesenheit wird ein totes Etwas, das langsam verschwindet, wenn es nicht durch einen Anstoß von innen (wie in unserer Zeit) neu belebt wird. Gerade die vorgeschichtliche Formenkunde kann zahlreiche Beispiele solcher Schmuckschicksale anführen.

ABB. 12. ALAMANNISCHE GOLDENE HÄNGEMÜNZE von Pliezhausen

Die Verwendung überlieferter Formen und Sinnbilder, auch in der Ausrüstung des täglichen Lebens, wie wir an der Zugehörigkeit des Messers

ABB. 13. FRIESIN mit Klapperschmuck nach Ubbo Emmius 1616

zur Tracht der Frau in der Bronzezeit und noch im Jahrhundert eines Manninga und Emmius sehen können, hat eine unschätzbare Bedeutung für die Erkenntnis der Geisteshaltung des deutschen Volksmenschen der Gegenwart. Hier wird deutlich, wie stark die blutsmäßige Verbundenheit mit den Vorfahren ist, gleichgültig, ob wir es mit Überliefertem oder Zeitlosem in Form und Inhalt zu tun haben.

So lernen wir erst in unseren Tagen die Grundlagen des bäuerlichen Lebensgefühls richtig verstehen.

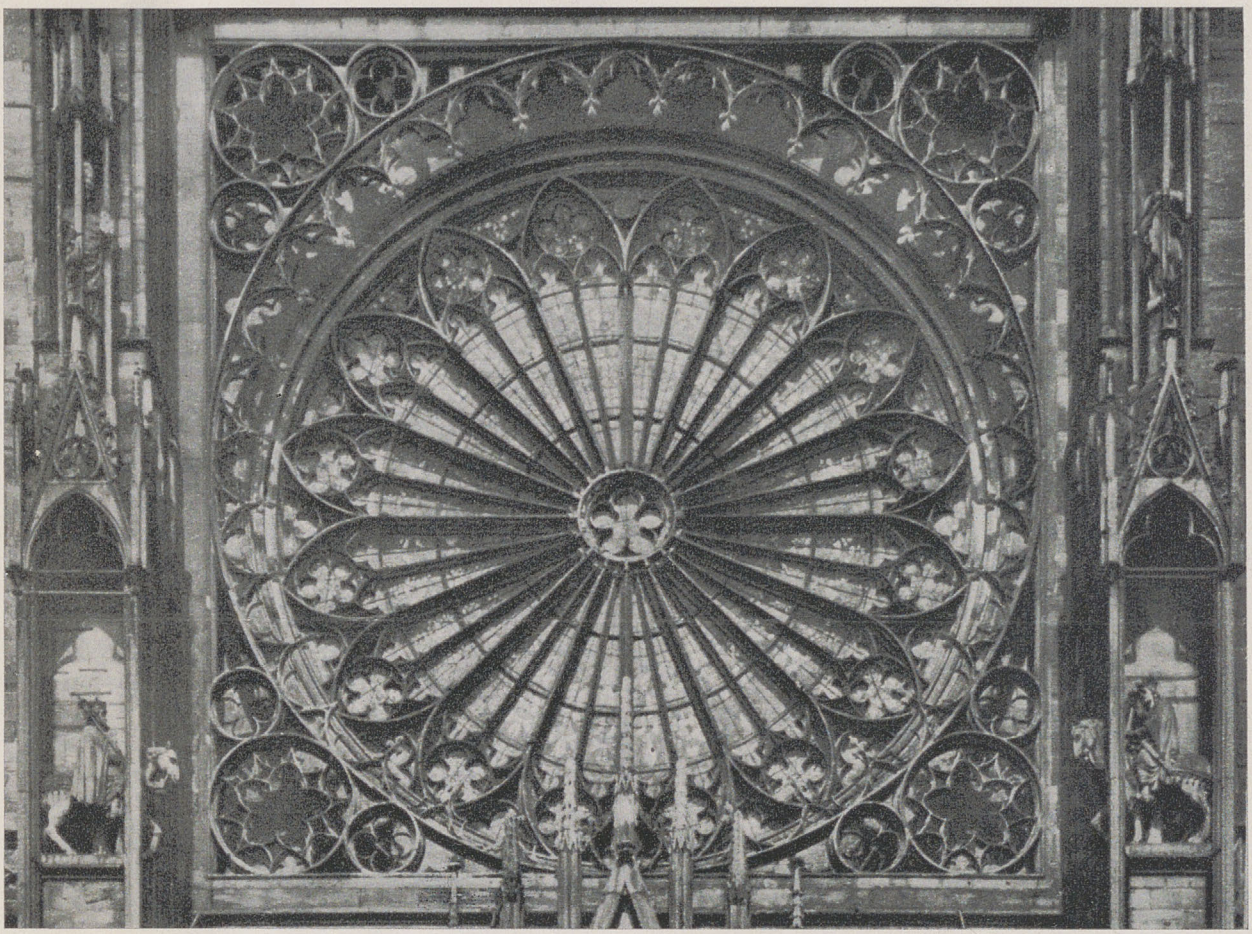


ABB. 14. DIE FENSTERROSE *an der Westfront des Straßburger Münsters*

Erich Kulke

Der „keltische" Holzbaustil am oberdeutschen Bauernhaus

Jede kulturelle Erscheinung auf germanischem Raume gilt solange als diesem germanischen Volksboden entwachsen, als nicht das Gegenteil zwingend erwiesen ist. Dieser Grundsatz erscheint uns heute als ganz natürlich, für jeden Deutschen selbstverständlich; und doch ist es noch gar nicht so lange her, daß eine ganze Anzahl deutscher Forscher und Gelehrter immer wieder ihre geradezu krankhafte Neigung bekundete, jede kulturelle Hochleistung, ohne jegliche wissenschaftliche Begründung, lieber irgendwelchem Fremdvolk, als dem eigenen Volke zuzuschreiben. Niemals hat diese volksfremde Wissenschaft zugeben wollen, daß das Altgermanentum eine hervorragende kulturschöpferische Betätigung gezeigt hat. Diese tragische Volksverleugnung eines bestimmten Kreises der deutschen Wissenschaftler wurde in ihren ganzen Zusammenhängen erstmalig von Gustaf Kossinna aufgedeckt, und seines ganzen Lebens hat es bedurft, die Irrlehren endgültig zu überwinden.

Erst dem nationalsozialistischen Umbruch ist es gelungen, diese falsche Einstellung zu beseitigen. Nachwirkungen aber dieser veralteten Anschauungen begegnet man hin und wieder auch noch heute. So wie bis in die Gegenwart vereinzelte Forscher immer wieder die Wiege nicht nur der Menschheit, sondern auch insbesondere des Indogermanentums nach dem fernen Osten verlegen wollen, so sucht man die Lösung der Fragen, die mit der Erfindung unserer Schrift zusammenhängen, immer wieder im Süden oder im nahen Osten. Und daß wir einen in seinen Grundwerten völlig nordisch-germanischen Baugedanken immer noch mit der Bezeichnung „romanisch" belegen, während dazu kaum Veranlassung besteht, trifft

im Grunde die gleiche Richtung (vgl. Germanen-Erbe 1936).

Auch auf dem Gebiet der Siedlungsforschung finden wir Beispiele dieser undeutschen Forschungsweise und kleinmütigen Volksverleugnung. So wurde bis noch vor wenigen Jahren angenommen, daß die geschlossene vierseitige Anlage des „fränkischen Bauernhofes" nach dem Muster der römischen „villa", dem „ordo Roms" erfolgt sei, ohne daß dafür auch nur die geringsten historischen Belege vorhanden waren. Allerdings hat man diese Meinung schnellstens fallen lassen müssen, als sich beim Verfolgen der Entwicklungsgeschichte dieser Hofform herausstellte, daß der geschlossene Vierseithof erst im Laufe des 16. Jahrhunderts aus einer mehr gelockerten Bauweise entstanden ist.

Genau so verhält es sich mit dem „slawischen" Ursprung des Rundlings. Nur weil diese Dorfform hauptsächlich in dem stark umkämpften germanisch-slawischen Grenzgebiet verbreitet war, hat man sie den Slawen zugeschrieben und daran immer festgehalten, bis gezeigt wurde, daß das Ursprungsland der Slawen die Dorfform des Rundlings überhaupt nicht kennt und wir reine Rundlingsformen zahlreich in Gegenden antreffen, die nachweislich nie von Slawen besetzt oder besiedelt waren.

Obwohl nun die „Keltomanen-Seuche" schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte, nachher dann aber, verdrängt von der neuen Irrbetrachtung, nun die Phönizier als die großen Kulturschöpfer und -verbreiter hinzustellen, bald verebbte, so spüren wir doch auch davon noch heute ihre Nachwirkungen — und nicht nur im „keltischen" Auslande.

Vor einigen Monaten erschien eine Veröffentlichung von weiland Karl Schäfer, dem hervorragenden Baugeschichtsforscher, über: „Die deutsche Holzbaukunst", zusammengestellt aus den Vorlesungen an der Berliner Technischen Hochschule, die er von 1870 bis zu seinem Lebensende in fast unveränderter Form gehalten hat. Die Herausgabe wurde besorgt von Professor Kanold, Hannover, der zur Bearbeitung der Drucklegung die Kollegshefte des Schäfer-Archivs der Technischen Hochschule Hannover benutzt hat.

Schäfers bedeutende Verdienste um den Entwicklungsgang der deutschen Holzbaukunst sind bekannt und verlangen gerade heute höchste Beachtung. Wodurch sich jedoch Schäfers Forschungsmethode von unserer gegenwärtigen unterscheidet, ist die Erkenntnis, daß eine deutsche Hausbauforschung ohne engste Anlehnung an die Ergebnisse der Siedlungsgeschichte der germanischen Volksstämme nicht gedacht werden kann. Die Wissenschaft ist inzwischen nicht stehen geblieben, und gerade die Vorgeschichte, die als Nachbarwissenschaft sowohl für die Hausbau-, als auch für die Siedlungsforschung von allergrößter Bedeutung ist, hat in den letzten Jahrzehnten einerseits durch die vielen neuen Funde, andererseits durch die Kossinnasche Forschungsmethode ungeheuere Fortschritte gemacht. Wir gedenken voller Achtung der Arbeit Schäfers, wehren uns aber dagegen, wenn der Herausgeber, Professor Kanold, für die vor 60 Jahren vorgetragenen siedlungskundlichen Gedanken heute noch Gültigkeit beansprucht.

Es heißt in dieser Veröffentlichung:

„Der keltische Stil ist ein ausgesprochener Gebirgsstil, der sich zu den deutschen Bauweisen in so entschiedenen Gegensatz stellt, daß an seinem keltischen Ursprung nicht gezweifelt werden kann. Heute findet sich die keltische Holzbauweise nur noch in den Gebirgen der Schweiz, der Tiroler Alpen, im Schwarzwald, Böhmerwald, in den Vogesen und im schlesischen Gebirgsland. Auch im mittleren Rußland und in Polen sind noch Reste davon nachzuweisen. Rein und unverfälscht tritt er aber nur in zwei Zentren auf, im Berner Oberland und im bayerischen Gebirge in der Gegend von Benediktbeuren. Die Kelten, die im Altertum über ganz Westdeutschland verbreitet waren, werden in den Alpenländern und in Süddeutschland von den Römern unterworfen. Als die Bayern aus Böhmen über die Donau vordrangen und die Römer verdrängten, rotteten sie die keltische Bevölkerung, die noch vorhanden war, fast vollständig aus. Trotzdem übernahmen sie die keltische Baukunst, was auf eine Überlegenheit der keltischen Kultur schließen läßt. Auch die Alamannen, die die keltischen Helvetier aus der Schweiz verdrängten, übernahmen den keltischen Baustil . . ."

Wir erfahren weiter, daß der Blockbau für die keltische Bauweise bezeichnend ist und daß auch das flache Pfettendach mit seinen Legschindeln sowie eine ganze Reihe anderer Eigenschaften des Blockhauses typische Merkmale des „keltischen" Holzbaustils darstellen.

Wir haben es hier also durchaus zu tun mit einem Nachklang des alten Liedes des 19. Jahrhunderts von der Unkultur der germanischen Stämme, die glücklich waren, endlich die „keltischen" Errungenschaften genießen zu können. Es liegt hier eine baugeschichtliche Parallele vor zu dem schon von Kossinna angeprangerten Wort des Geschichtsforschers Koch, „daß jedes Grab mit Bronzebeigaben notwendigerweise keltisch sein müßte". Wenn Schäfer auch nicht so weit geht, wie Koch es glaubt begründen zu können, daß es der Kulturgeschichte widerstrebe, die Hochleistungen der Bronzezeit den Germanen zuzuschreiben, so

läßt er doch jede Begründung für die Wahrscheinlichkeit seiner Ansicht fehlen. Oder taucht vielleicht der „keltische" Holzbaustil auch nur deshalb „im mittleren Rußland" und, schlimmer noch, auch bei den Germanen des skandinavischen Norden auf, weil die „Überlegenheit" der keltischen Kultur sich gleichfalls diesen Boden erobert hat?

Was kann nun auf Grund vorliegender Untersuchungsergebnisse zu diesen Behauptungen als gültige Entgegnung vorgebracht werden?

Obwohl schon eine oberflächliche Umschau in Deutschland, ein Blick hinüber nach dem skandinavischen Norden genügen würde, um diese Kurzsichtigkeit völlig zu widerlegen — *denn sowohl der Blockbau, wie auch das flache Dach sind in zahllosen Gegenden anzutreffen, in denen nachweislich Kelten nie gesessen haben* —, so wollen wir doch etwas tiefer auf die Sache eingehen.

Wenn wir das germanische Bauernhaus als ein Wahrzeichen des seßhaften Bauerntums betrachten, das, gebunden an Rasse und Stammesgeschichte, in seinen verschiedenen Bauformen Jahrtausende durchwandert, so ist damit nicht gesagt, daß der germanische Bauernhof ein starres Gebilde darstellt, das sich ungeachtet der landschaftlichen Verschiedenheiten einfach in eine andere Gegend mit ganz verschiedenem Klima usw. verpflanzen läßt. Im Gegenteil, neben Stammes- und Rassenunterschieden haben gerade die wesentlich anderen Bedingungen, die Klima, Boden, Pflanzenwuchs usw. stellten, die verschiedenen Bauernhofformen des germanischen Volksbodens hervorgerufen. So hat z. B. der Friese, aus Gründen der Holzknappheit nicht nur seit Jahrtausenden schon Backsteine für die Errichtung seiner „pleats" (= Hof) verwendet, sondern auch im Innern des Hauses in seinen Gulfkonstruktionen technische Meisterwerke zimmermannsmäßiger Art erstehen lassen, die ihn in den Stand setzten, viel weniger Holz beim Hausbau zu verwenden, als z. B. sein Nachbar, der Niedersachse.

Mit Vorliebe hat seit Urzeiten der germanische Bauer das Holz als Werkstoff benutzt, wenngleich er auch bei der Größe der Verwendungsmöglichkeit die kürzere Lebensdauer des Holzbaues einschließen mußte. In zahllosen Abwandlungen handwerklicher Art hat der Bauer mit seinen Holzbauten sich auch auf neubesiedeltem Boden behauptet und fremden Völkern seine künstlerischen Fertigkeiten gelehrt. Schon die Ausgrabungen der nordischen Rechteckhäuser des jungsteinzeitlichen Dorfes Aichbühl und der Blockbauten der Wasserburg Buchau im Federseemoor, in geringerem Ausmaß auch der dreischiffigen Friesenhäuser der Ezinger Warf, haben die reiche und fast ausschließliche Verwendung des Holzes als Werkstoff bewiesen.

Unsere Bauernhäuser weisen vornehmlich drei Holzbauarten auf, die in ihrer Erscheinung landschaftlich bedingt sind: den Ständerbau, das Fachwerk und den Blockbau. Ständerbau und Fachwerk gehören sowohl rein formkundlich, als auch entwicklungsgeschichtlich, eng zusammen, während der Blockbau in seinem Gefüge, seinen technischen Voraussetzungen und vor allen Dingen auch in seinem Werkstoffverbrauch zu grundsätzlich anderen Lösungen geführt hat. Wichtig dabei ist die Festlegung, daß die landschaftliche Verteilung dieser drei Holzbauarten zum ersten in einem wesentlichen Abhängigkeitsverhältnis zu den in deutschen Siedlungsraum vorhandenen Walddichten und zum anderen zu den einzelnen Holzarten steht. Der Blockbau benötigt weit den stärksten Holzaufwand; er wird deshalb vordringlich in jenen Landschaftsabschnitten anzutreffen sein, die über derartige Holzmengen verfügen: die Gebirgszüge der Sudeten, des Böhmerwaldes, der Alpen und des Schwarzwaldes haben, als Landschaften größter Niederschlagsmengen, immer den Blockbau in all seinen zahlreichen Abwandlungen begünstigt. Wenn jedoch nicht nur die Holzmengen, sondern auch die Holzarten bei der landwirtschaftlichen Verteilung unserer Holzgefüge ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben, so stehen sich hierbei auch Laubholz und Nadelholz gegenüber. Das Nadelholz liefert für den Blockbau, in neuerer Zeit auch für den Ständerbau, die notwendigen Längen, während das Laubholz mit seinen vielen Ästen, seinem häufig krummem Wuchs, die geeigneten Hölzer für die Fachwerksdurchbildungen und Wandgefüge erbrachte. So kommen wir beim Betrachten der landschaftlichen Verbreitung der verschiedenen Bauernhofformen beinahe zwangsläufig zu jenen siedlungsgeographischen und pflanzengeographischen Vorbedingungen, die neben Rassen- und Stammeseigenart zur Festlegung der einzelnen Grundformen und Werkarten des deutschen Bauernhauses geführt haben.

In seiner Verwendung weist der *Blockbau* zahlreiche Abwandlungen auf, die bei der Bearbeitung des Holzes und bei der Wandbildung sich bemerkbar machen. Je nach Art der Rundholzbehandlung und des Zusammenfügens der Schrothölzer ergeben sich zahlreiche Dichtungsmöglichkeiten. Während man in den sächsisch-böhmischen Grenzgebieten sowie in der Lausitz nur Baumkanten stehen läßt bei einer Balkenstärke von 20—25 cm, so findet man in der Schweiz rechteckig bearbeitete Hölzer mit einer Stärke bis 15 cm. In Schweden und Norwegen, zwei Länder, die den Blockbau auf eine hohe Stufe entwickelt haben, werden die Hölzer aus 60—70 cm starken Baumstämmen in Stärken von 15—20 cm mit elliptischem Querschnitt herausgeschnitten und aufeinandergesetzt. Von beson-

DER SCHLAUCHBAUERNHOF *bei Guttach im Schwarzwald*

derer Wichtigkeit beim Blockbau ist weiterhin die Dichtung der Wände, die Füllung der Zwischenräume mit Moos oder ähnlich geeignetem Werkstoff. Es wird nur wintergefälltes, gut ausgetrocknetes Holz verwendet, das meistens gehackt, selten geschnitten, zum Aufstellen der Wände benutzt wird. Der Herstellung der Eckverbindungen, ob sie nun unter Vorstoß der Balkenenden, oder ganz glatt, ohne daß die Hölzer vorspringen, gebildet werden, gilt immer eine besondere Sorgfalt, nicht nur um die Lebensdauer der Holzhäuser zu erhöhen, sondern oftmals auch aus einem Schmuckbedürfnis heraus.

Es geht aus diesen Ausführungen klar hervor, daß wir beim Blockbau es nicht im geringsten mit einer „keltisch" bestimmten Bauweise zu tun haben, sondern vielmehr mit einer Werkart, die, hauptsächlich bedingt durch den Waldreichtum, in solchen Gegenden, die über genügende Mengen Holz verfügten, sowohl bei den Kelten Bearbeitung gefunden haben kann, als auch bei den Germanen beim Hausbau zur Verwendung gekommen ist.

Schon einmal wurde der Blockbau als ungermanische, volksfremde Bauart gegen den Deutschen ausgespielt. Damals waren es die Slawen, für die er in Anspruch genommen wurde. Schier hat dann aber nachgewiesen, „daß der Blockbau im altslawischen Gebiet noch unbekannt war, als die späteren Südslawen abwanderten. Die altslawische Heimat ist heute ein reines Flechtwerk- und Lehmbaugebiet. Wenn noch im Neurussischen der Name des Zimmermanns ‚plotnik' lautet, das zu plesti = flechten gehört, so wird dadurch das Flechtwerk als die ältere Bautechnik gekennzeichnet." Weiter führt er dann aus, daß erst in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. d. Ztr. die Slawen den Blockbau kennenlernten. Sie waren damals eben in ein waldreiches Gebiet vorgedrungen und kamen nun auch in mannigfache Berührungen mit den Ostgermanen, die mit der Technik des Blockbaus schon längst vertraut waren, wie die Überreste eines eisenzeitlichen Blockhauses im vormaligen Persanzig-See in Pommern bewiesen haben. Weiterhin hat u. a. die Zantocher Ausgrabung gezeigt, daß die Slawen die Blockbautechnik nur dürftig beherrschten. Von ihren Häusern heißt es: „Es wurden nur ungeschälte Rundhölzer verwendet, als Eckverbindung kannten sie nur die einfache Überkämmung, kunstvollere Verbindungen wie Verzinkungen oder Überblattungen kommen in den slawischen Burgen nicht vor" („Zantoch eine deutsche Burg im Osten", S. 86). Und an anderer Stelle wird die Ausführung der slawischen Blockbauten höchst sorglos und ungeschickt genannt.

Aus diesen Schilderungen geht aufs deutlichste die völlige Abwegigkeit der Bestrebungen hervor, den Blockbau als eine Bauweise hinzustellen, die die Germanen von den Slawen übernommen hätten. Und wenn heute, nachdem dieser Versuch als gänzlich mißlungen gelten muß, der Blockbau von neuem den Germanen abgesprochen, und jetzt den Kelten zugeteilt werden soll, so muß man sich nur wundern über die Unbedachtsamkeit, mit der der Herausgeber dieser Veröffentlichung im Vorwort (S. 6) diese Handlungsweise für berechtigt erachtet:

„Dem kritischen Leser mag die lapidare Stufenfolge des deutschen Hauses als allgemeiner Typus Bedenken erregen; sie stellt eben Schäfers Meinung dar, die immerhin Anlaß zu Zweifeln bieten mag (!). Bei näherem Zusehen wird man aber berücksichtigen müssen, daß alles, was bisher seit Schäfer auf dem Gebiet der Bauernhausforschung geleistet worden ist, wohl den Stoff ungeheuer vermehrt hat, daß aber an den grundlegenden Erkenntnissen kaum etwas verändert ist."

Wenn man nun weiß, daß in dieser Veröffentlichung weiterhin sogar der Speicher als Nebengebäude des Bauernhofes als eine „keltische" Angelegenheit betrachtet wird (S. 84), so kann man dies auch damit nicht rechtfertigen, wenn es heißt, daß es Schäfers Absicht nicht war, eine Urgeschichte des Holzbaues zu schreiben. Stellt doch gerade der Speicher ein kennzeichnendes gemeingermanisches Merkmal dar. Hunziker, der hervorragendste Bauernhausforscher der Schweiz, hat ausdrücklich auf die außerordentliche Ähnlichkeit der Speicherbauten dieses „keltischen" Gebietes mit den nordischen Speichern hingewiesen. Nicht nur, daß er hier wie dort durch eine hohe bäuerliche Baukunst zu einem wahren Schmuckstück der Landschaft geworden ist, sondern auch die gleiche Verwendung als Gehöftteil bevorzugt eine nahe Verwandtschaft. Sowohl in der Schweiz und im Schwarzwald, wie auch in Norwegen dient dieser reine Holzbau nicht nur zur Aufbewahrung der wertvollsten Erträgnisse der Wirtschaft, sondern oft auch bis zur Verheiratung der Bauerntöchter als ihre Schlafstätte. Der obergeschossige Laubengang, der gerade im Blockbaugebiet eine weite Verbreitung aufweist, hat hier wie dort eine wundervolle Ausgestaltung erfahren. Das Ständerwerk und die Verbretterung dazwischen sind schön geschnitzt, so daß auch dadurch eine weitgehende Ähnlichkeit erreicht wird. In der Arbeit Schäfers jedoch wird auch dieser Laubengang, obwohl er schon im 5. Jahrhundert n. d. Ztr. bei den ostgotischen Germanen bezeugt ist, wieder ohne jegliche Beweisführung den Kelten zugeteilt: „Charakteristisch für das keltische Haus sind die Umgänge oder Lauben" (S. 93). In beiden Gegenden aber, sowohl in Skandinavien, wie auf

SPEICHER *von Grimmsgardloftet in Hallingdal*

SPEICHER *bei St. Peter in Niederösterreich*

süddeutschem Volksboden kommt der Laubengang nicht nur giebelseitig, sondern auch traufseitig vor. Alle diese Übereinstimmungen in äußerer und innerer Form, sowie in der Verwendung lassen gegenüber einem rein hypothetischen keltischen Ursprung auf enge Zusammenhänge mit dem germanischen Norden schließen.

Auch wenn das flache Dach herangezogen wird zur Unterscheidung zwischen dem „keltischen" und dem germanischen Hause, widerlegt diese Ansicht sich selbst, wenn an anderer Stelle ausgeführt wird: „An die Stelle der Strohdeckung trat die Holzschindel, und da sie nicht genagelt, sondern gelegt werden mußte, weil Eisen zu kostbar war, so mußten die Dächer flach werden; die Schindeln werden dabei durch Beschwerung mit Steinen festgehalten." Offensichtlich handelt es sich also hier ebenfalls um eine Anpassung an die waldreiche Gegend, denn auch das flache Dach finden wir in Schweden und Norwegen in landschaftlich reicher Verbreitung wieder. Jedenfalls kann man nicht daran zweifeln, daß eine „keltische" Eigenart in keiner Hinsicht bei der Herausbildung des flachen Daches mitbestimmend gewesen ist, sondern daß sich dieses einfach aus dem germanischen Norden herleiten läßt.

Es kann diese Betrachtung nicht abgeschlossen werden, ohne die siedlungskundlichen Dinge Süddeutschlands und besonders des Schwarzwaldes in Beziehung zur Siedlungsgeschichte, zu den vor- und frühgeschichtlichen Bodenfunden dieser einzelnen Landschaften zu setzen. Robert Gradmann hat in seiner beachtenswerten Arbeit: „Die Abstammung des schwäbischen Volkes" nun in überzeugender Gründlichkeit dargelegt, daß keineswegs von starken Überresten einer keltischen und vorkeltischen Bevölkerung gesprochen werden kann, daß alle Theorien wie „Einsickerung-" und „Oberschicht-" oder „Rückwanderhypothesen" zurückweichen vor der Tatsache, daß Siedlungsspuren keltischen Ursprungs im Innern des Schwarzwaldes nirgendwo anzutreffen sind. Ohne Zweifel ist der Siedlungsvorgang, die Erschließung des Hochschwarzwaldes kaum vor dem 12. oder 13. Jahrhundert eingetreten, so daß der „keltische" Ursprung des Schwarzwaldhauses sich selbst erledigt. Wir können mit Berechtigung annehmen, daß das vielgenannte Schwarzwaldhaus lediglich eine Sonderentwicklung des raumgroßen Oberschwabenhauses darstellt und in allen seinen Merkmalen, einschließlich Dachform, Bohlenbau und Deckendurchbildung germanisch-schwäbischen Ursprungs ist.

Es erscheint hiermit genügend belegt, daß die Behauptung eines „keltischen" Ursprungs der oberdeutschen Bauernhausformen und besonders des Schwarzwaldes niemals berechtigt sein kann. Zum Abschluß dieser Betrachtung soll noch einmal betont werden, daß die Verdienste Karl Schäfers um die Erforschung der deutschen Holzbauweisen ungeschmälert bleiben. Wir möchten nur gerne jene Ansichten einer keltomanen Wissenschaft für immer einer Vergangenheit zurechnen, die nur zu schnell bereit war, unser völkisches Erbgut zugunsten fremder Völker abzuschwächen. Gerade weil diese Veröffentlichung „einen pädagogischen Zweck erfüllen soll", war es notwendig, dies einmal in aller Klarheit herauszustellen.

Es hat zweitausend Jahre vor der Inquisition eine hohe Kultur des germanischen Charakters gegeben und es wird eine solche noch geben, wenn alle Deutschen sich von diesem Inquisitionsgeist endgültig abgewandt haben.

Alfred Rosenberg

Gustav Hoffmann

War der Wandalerkönig Gaisarik ein nordisch-asiatischer Mischling?

Ein interessanter Versuch, den bedeutendsten Herrscher der Wandaler, Gaisarik, als gestaltende Führerpersönlichkeit zu zeichnen, stammt von dem Franzosen E. F. Gautier, Professor an der Universität Algier (Gautier, Geiserich, König der Wandalen. Frankfurt a. M. 1934).

Das Buch räumt mit mancher Geschichtslüge über die Wandaler gründlich auf, so auch mit ihren angeblichen Zerstörungen in Rom und betont die Größe Gaisariks. Gautier stellt ihn — überschätzt — vor Theoderik den Großen (S. 364). Gaisarik ist der Sohn des Königs Godegisel. Gautier versucht nun an verschiedenen Stellen seines Buches nachzuweisen, daß die Mutter Gaisariks Alanin war (s. S. 84, 120). Die Alanen sind Indogermanen, ein iranischer Stamm, wie Sprachforscher nachweisen. Sie sind also ursprünglich nordrassig. Gautier nimmt an, daß sie in der in Frage kommenden Zeit jedoch stark mit asiatischem Blute durchsetzt waren (S. 222). Nach seiner Auffassung spricht außerordentlich viel dafür, daß Gaisarik zwar einen nordrassigen Vater, aber eine (nach Gautier) halbasiatische Mutter habe. Daraus schließt er: „Es ist nicht ganz unmöglich, daß in einem Winkel der halb orientalischen und asiatischen Seele des Königs der Alanen ein unvernünftiger Haß gegen Rom schlummerte" (S. 238).

Weiter: „Und dieser eine ist auch der einzige, der nicht ganz rein germanisch, der rex Alanorum ist (S. 222)". Sodann vergleicht er Gaisarik mit Tukatschewski, „dem modernen Erben jener alten Reiter der Steppe . . . „—gleichviel: es gilt zu kämpfen, zu erobern, zu zerstören, so wie die Barbaren, seine Vorfahren, erobert und zerstört haben . . . Sein Traum ist niederreißen, reinen Tisch machen. Nach diesem Vorbild können wir uns ohne große Schwierigkeit die Seele Geiserichs zu jenem Zeitpunkt vorstellen . . ." (S. 352).

An anderer Stelle heißt es: „Geiserichs Verhalten ist in gewisser Weise bolschewistisch, auf jeden Fall revolutionär, während alle anderen germanischen Könige konservativ sind" (S. 236).

Was sagen nun die historischen Quellen zur Abstammung Gaisariks? Sidonius Apollinaris berichtet, Gaisariks Mutter habe zum dienenden Stand gehört (carm. II, 358, vgl. V, 57). Prokop bezeichnet ihn als Bastard (Wandalenkrieg I, 3). Zur Glaubwürdigkeit dieser Quellen ist zunächst zu sagen, daß Prokop ein halbes Jahrhundert nach dem Tode Gaisariks schreibt und als Rechtsrat Belisars der Feind der Wandaler war. Sidonius Appolinaris ist etwa um 470 Bischof von Averni, dem heutigen Clermont. Er ist als Römer, katholischer Bischof und Lobredner des westgotischen Königs Theoderichs II. bestimmt kein Freund der arianischen Wandaler. Die Westgoten waren stets die Feinde der Wandaler. Verschärft hatte sich der Haß, weil Gaisarik die mit seinem Sohn Hunerik vermählte Tochter des Westgotenkönigs Theoderiks I. mit abgeschnittenen Ohren und Nase ihrem Vater zurückschickte. Die Verstümmlung erfolgte, weil die westgotische Prinzessin Gaisarik angeblich vergiften wollte. Demnach ist nicht einmal die niedere Herkunft der Mutter Gaisariks einwandfrei nachzuweisen. Auch wissen wir, daß schon in damaliger Zeit von historischen Schriftstellern gegen ihre Feinde eine Greuelpropaganda getrieben wurde, die heutigen Hetz- und Lügentreibereien zum Teil auffallend ähnlich sieht. Isidor, der um 603 Bischof von Sevilla ist, behauptet u. a. (nach Hydatius, Chronik c. 90) Gaisarik sei aus einem katholischen Christen ein Abtrünniger (Arianer) geworden. (Geschichte der Wandalen 74) Paulus Diakonus (Hist. Rom., XIV, 17, 18) berichtet, Gaisarik habe Capua und Nola zerstört und von dort eine Menge Gefangene mitgenommen. Das soll nach der Einnahme Roms 455 geschehen sein. Paulinus, der Bischof von Nola, habe nicht nur sein ganzes Vermögen für den Loskauf der Gefangenen geopfert, sondern auch sein Leben. In Wirklichkeit ist Paulinus bereits im Jahre 431 verstorben.

Der schon oben erwähnte Begriff „Bastard" bezeichnete jedoch nicht immer einen Rassenmischling, sondern auch einen Menschen, dessen Mutter einem niedrigeren Stande angehörte, als der Vater. Sie kann dabei Freie sein. Vom 11. Jahrhundert ab gilt das wohl allgemein. Solche Bastarde sind durchaus geachtet, wie z. B. Wilhelm der Eroberer. Es besteht also kein Grund für die Annahme, daß die Mutter Gaisariks Alanin gewesen sei. Alles spricht vielmehr dafür, daß sie Germanin war.

Die alten Geschichtsschreiber legen bei ihren Darstellungen gerade auf die rassische Herkunft Wert. Wir müßten also annehmen, daß sie die „halbasiatische Abstammung" Gaisariks erwähnt hätten. Als Belege für das Betonen der ständischen oder rassischen Herkunft führe ich an: Isidor (Geschichte der Goten 14): Der Gotenkönig Radagais

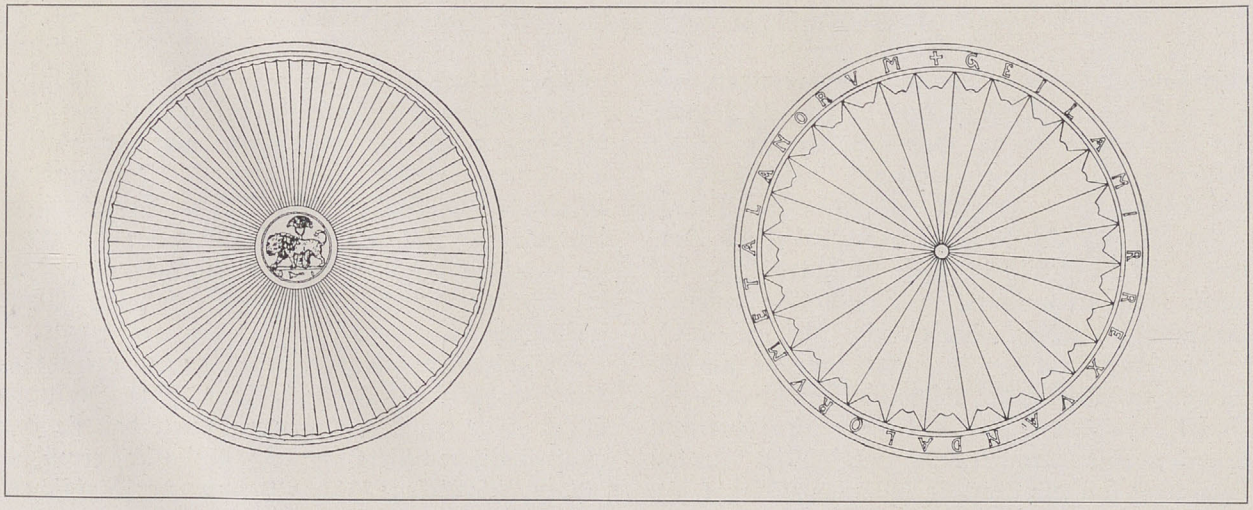
war von Geburt Skythe; Hydatius (Chronik 223 ff.): der Swebe Alax war von Geburt ein Gallier; Beda (Kirchengesch. 1. Buch 15) führt die Abstammung von Hengist und Horsa sogar bis auf Wodan zurück. Cäsar berichtet (Gall. Krieg I, 53), daß die zweite Frau Ariowists aus Noricum stammte und die Schwester des Königs Voccio war. Selbst bei weniger bedeutenden Männern, wie dem Mönch Bonosus, erwähnt Eugippius (Leben des hl. Severin 35), er sei von Geburt ein Barbare.

Gautier (S. 204) glaubt nun aus dem Titel „König der Wandaler und Alanen", den Gaisarik führte und an seine Nachfolger weitergab, schließen zu können, der König müsse halb alanischer Abstammung sein. Das ist jedoch offensichtlich ein Fehlschluß. Theoderik z. B. wurde „König der Goten und Italiker" genannt ohne Halbitaliker zu sein. Die Wikinger Rurik und Dago-Misica, der Franke Samo waren Slawenführer. Außerdem war der erste Wandalerkönig, der den genannten Titel führte, gar nicht Gaisarik, sondern sein Bruder Gunderik, wie auch Gautier (S. 111) richtig angibt (S. Orosius VII, 43).

Wir kommen nun zu rassenpsychologischen Erwägungen. Gautier glaubt aus der Politik Gaisariks den Schluß ziehen zu können, er sei kein reiner Germane. Nach ihm unterscheidet sich die Politik dieses Königs ganz außerordentlich von der eines Alarik, Theoderik oder Odowakar (S. 120/21). Alle germanischen Könige wollten das römische Reich erhalten, nur Gaisarik wollte es zerstören. Er sei dadurch Attila seelenverwandt (S. 222). Hierher gehören auch die schon anfangs erwähnten Sätze Gautiers (S. 238, 352, 236).

Betrachten wir also zunächst den Charakter der Politik Gaisariks. Die Könige der Goten, Burgunden und Franken — meint Gautier (S. 231 ff.) — haben den römischen Landadel in den eroberten Gebieten erhalten, Gaisarik verdrängt ihn. Das gilt besonders für die Provinz Zeugitana. Dazu muß folgendes gesagt werden: Gaisariks Macht liegt besonders in seinen Schiffen, deren Haupthafen Karthago ist (Prokop, a. a. O. I., 5). Er muß seine wandalischen Truppen um diese Basis gruppieren, d. h. er muß sie in Zeugitana ansiedeln. Das Heer war nach rein germanischer Sitte in Tausendschaften eingeteilt. Jede Tausendschaft stellte 200 kampfbereite Krieger. Wir dürfen mit 15000 Mann Heeresmacht rechnen. Jede Tausendschaft erhielt ein Landgut, daß sie ernähren mußte. Die Bauern (Kolonen) durften bleiben, die adligen Grundbesitzer mußten das Land verlassen. Das geschieht nicht, wie Gautier meint, aus „asiatischer Zerstörungssucht", sondern aus einem rein germanischen Empfinden. Gaisarik will verhindern, daß sich seine Wandaler mit Angehörigen des rassenfremden Adels vermischen. Außerdem will er Quertreibereien der früheren Besitzer vermeiden. Ferner dürften auch in schlechten Jahren die Ernteergebnisse von Zeugitana nicht für Wandaler und die ehemaligen Besitzer ausgereicht haben. Die gesamte Völkerschaft der Wandaler soll 80000 Seelen betragen haben (Victor Vitensis I, 2).

Wäre Gaisarik tatsächlich von „bolschewistischer Zerstörungswut" beseelt gewesen, dann hätte er beispielsweise Rom verwüsten lassen. Gerade Gautier hat aber nachgewiesen, daß dies nicht geschehen ist. Die Unterschiede in der Politik Theoderiks des Großen und Gaisariks sind gar nicht so groß; natürlich mußten sich beide Führer nach den Verhältnissen der Länder, die sie besetzt hatten, richten. Theoderik erkannte nur dem Scheine nach die oströmische Herrschaft an. In Wirklichkeit führte er eine großgermanische Politik. In ihm war der Traum eines großgermanischen Reiches lebendig. Er suchte Bündnisse mit fast allen Germanenstämmen. Um aber die Verwaltung, das



SILBERSCHALE des Königs Gailamir *Fundort Feltre Venezien*

WANDALISCHER REITER *Mosaik von Bordj Djedid bei Karthago*

Steuer- und Wirtschaftswesen aufrecht zu erhalten und damit eine sichere materielle Grundlage für seine Unternehmungen zu gewährleisten, behielt er mancherlei von den römischen Einrichtungen bei. Auch Theoderik hat Rassengesetze erlassen und wollte von einer Vermischung mit den Römern, sowie auch einer geistigen Verrömerung seiner Goten nichts wissen.

Gaisarik fand in Afrika andere Verhältnisse vor und betrieb dementsprechend seine Politik.

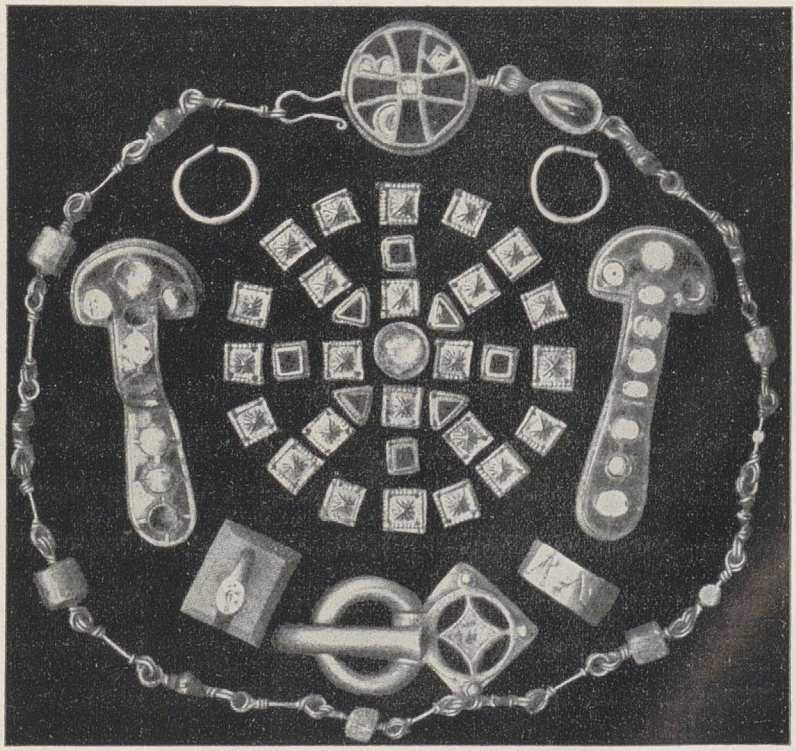
Versuchen wir nun auf Grund rassenpsychologischer Beleuchtung Gaisariks Wesen zu verstehen! Wenn wir die Betrachtungsweise von Clauß anwenden, so müssen wir feststellen, daß das Wesen Gaisariks nordisch bedingt ist. Er entspricht dem „Leistungstypus", besser „Ausgriffstypus". Für ihn ist die Welt ein Gegenstand, nach dem man ausgreift, den man gestaltet.

Kennzeichnend für ihn ist ferner die dem germanischen Wesen eigentümliche Sittenreinheit.

Der Bischof Salvian (Von der Herrschaft Gottes VII. 169) schreibt über die Verhältnisse in Afrika: „So selten und ungewöhnlich es ist, daß zu den Afrikanern nicht Unzüchtigkeit gehöre, so neu und unerhört ist es, daß Afrika nicht den Afrikanern gehört." Gaisarik erläßt Strafbefehle gegen die öffentliche Unmoral. Unzüchtige Schaustellungen in den Theatern werden verboten. Prostituierte müssen sich verheiraten. Päderasten werden verbannt. Ehebruch wird bestraft. Der Tempel und die Straße der Göttin Caelestis werden niedergerissen. Es handelt sich hierbei um das Zentrum des Nachtlebens. Im Tempel der Caelestis huldigte man Bräuchen, die „auf der Heiligkeit der Prostitution" beruhten. Mischheiraten sind bei strenger Strafe verboten. Wir werden es verstehen, daß der schon erwähnte Bischof Salvian (Von der Herrschaft Gottes VII) folgendes Urteil fällt: „Bei den Goten sind nur die Römer unzüchtig; aber bei den Wandalern werden selbst die Römer keusch."

Ein anderes, germanisches Wesen kennzeichnendes Denken, ist das sippengebundene, das gerade für Gaisarik charakteristisch ist. Er bestimmte vor seinem Tode den ältesten Sohn zum alleinigen Nachfolger. Sterbe der älteste Sohn, so solle der nächstälteste die Regierung übernehmen. Er verhindert dadurch auch die Übernahme der Herrscherwürde durch einen zu jungen, noch nicht waffenfähigen König. Daraus spricht echt germanisch-nordische Haltung.

Kennzeichnend ist sodann die Zugehörigkeit zum arianischen Glauben. Die arianischen Priester sind Germanen; das beweisen ihre Namen. Viktor (II, 2; 41) nennt beispielsweise einen Diakonus Mariwad, einen Priester Anduit. Der Gottesdienst wurde in germanischer Sprache abge-



GOLDSCHMUCK der Wandaler *Koudiat Zateur bei Karthago*

halten. Es handelt sich wahrscheinlich um die wandalische. Prokop (II, 6) berichtet uns noch von Gailimir, dem letzten Wandalerkönig, daß er ein Lied in wandalischer Sprache sang. Wäre also Gaisarik Halbasiate gewesen, dann hätte er bestimmt asiatische Kulte bevorzugt, die in Afrika und Rom stark verbreitet waren.

Dasselbe gilt von der Tracht. Am Hofe Gaisariks herrschte die germanische Tracht: halblanges Haar, germanischer Kittel, eng anliegende Hosen, germanischer Mantel. Im britischen Museum befindet sich das Mosaik eines wandalischen Reiters, das am Fuß des Hügels Bordj Djedid bei Karthago gefunden worden ist (Bild bei Gautier S. 204/05).

Der Treuebegriff Gaisariks ist gleichfalls echt germanisch. Das gilt auch, wenn er den Römern als Feinden sein Wort (Prosper c. 1330) nicht immer hielt. Er vergalt nur Gleiches mit Gleichem, Kriegslist mit Kriegslist, wie schon der Cherusker Hermann. Die Treue galt seinem Volk, was natürlich nicht ausschließt, daß er manchmal scharf zufassen mußte. So schlug er nach Prosper (Chron. p. 660) einen wandalischen Aufstand nieder. Die Verschwörer wurden getötet.

Darstellungen über das Äußere und den Charakter Gaisariks durch die alten Schriftsteller sind äußerst dürftig. Jordanes (Gotengeschichte 33) schildert ihn als Mann von mittlerer Statur, der infolge eines Sturzes vom Pferde lahmte, tief von Gemüt, besonnen, ein Verächter des Luxus, reizbar, habgierig und sehr geschickt darin, seine Gegner zu entzweien. Nach Prokop ist er ein gewaltiger Kriegsmann von unermüdlicher Tatkraft. Der Byzantiner Malchus schreibt: „Gaisarik war im Handeln immer schneller als andere im Überlegen." Aus diesen Angaben können keinerlei Schlüsse über eine halbasiatische Abstammung gezogen werden. Bei den verschiedenen Beurteilungen dürfen wir auch nie vergessen, daß sie von Feinden abgegeben wurden.

Fassen wir das Wesentliche zusammen, so muß festgestellt werden, daß das Denken und Fühlen Gaisariks nordisch-germanisch ist. Desgleichen sind die Einrichtungen an seinem Hofe, Tracht, Sprache, die Gliederung des Heerwesens, das Rechtswesen usw. germanisch. Die Kulturhinterlassenschaft der Wandaler endlich in Spanien und Afrika, ich denke auch an die Bauten, zeigt ebenfalls durchaus germanischen Charakter und Verwandtschaft mit ungarisch- und schlesisch-germanischen Funden.

Gautier überschätzt nach alledem den Einfluß der Alanen stark. Er hätte berücksichtigen müssen, daß die Westgoten die Alanen schwer besiegt hatten, wie übrigens auch die silingischen Wandaler. Das wissen wir z. B. aus Isidors Geschichte (c. 22) und der Chronik des Hydatius (c. 67/68). Da die Alanen infolgedessen als Volk zu unbedeutend waren, wählten sie nach dem Fall ihres Königs Ataces keinen neuen Führer, sondern unterwarfen sich der Herrschaft des Wandalerkönigs Gunderik. Es handelt sich also um ähnliche Verhältnisse, wie wir sie in späterer Zeit bei slawischen Volksstämmen finden, die namentlich Wikingerführer zu ihren Herzögen wählen. Wir schließen uns daher dem Urteil Gustaf Kossinnas an, der in Gaisarik neben Theoderik dem Großen die bedeutendste Gestalt der germanischen Heldenzeit sieht.

Friedrich Langewiesche

Germanische Siedlungen zwischen Rhein und Weser nach dem Berichte des Ptolemäus

Unter diesem Titel gab ich Ostern 1910 (in Teubners Programmliste) als Beilage zum Jahresbericht des Realgymnasiums zu Bünde in Westfalen eine kleine Schrift heraus, um zu zeigen, wie man die Ortsangaben des einst so gefeierten und später gerade von deutschen Forschern in Verruf getanen Ptolemäus für Deutschlands Vorzeit verwerten könne. Aus den eigenen Worten des griechisch-ägyptischen Geographen über seine Arbeitsweise (Ortsbestimmungen auf Grund von zuverlässigen Reiseberichten und Wegemaßen im Anschluß an einzelne Festpunkte) und aus dem Nachweis, daß er seine Grade falsch berechnete (ein ptolemäischer Grad mißt nur 50 Minuten heutiger Rechnung) sowie, daß er seine Orte mitunter an falsch bestimmten Grundlinien (besonders an Flüssen und Gebirgen z. B. am Rhein und den Gebirgen Abnoba und Melibokon) aufreihte, ermittelte ich Fehlerquellen, die man beim Nachprüfen seiner Gradangaben beachten muß.

Für die Rheinlinie Worms—Mainz—Bonn—Köln—Birten (castra Vetera) — Batenburg (Batavodurum, oppidum Batavorum), Leyden (Lugdunum Batavorum) ergab sich, daß er das Rheinknie unterhalb Birten nicht richtig einschätzte und darum Leyden um 1 Grad 20 Minuten zu weit östlich und um 1 Grad 10 Minuten zu weit nördlich ansetzte. Der Rhein — und nicht Portugal,

wie seit 1923 Otto Cuntz und seit 1937 Theodor Steche annahmen, ist die natürlich gegebene Grundlinie für ptolemäische Ortsbestimmungen im freien Germanien, aber auch dabei darf man nicht nur mechanisch rechnen, sondern muß auch der Möglichkeit neuer Fehlerquellen nachspüren, besonders wenn Orte an Küste, Fluß und Gebirge sich aufreihen.

So fand ich für Artaunon, Erda an der Art, im alten Erdehe-Gau, für Gravionarion Grebenau, für Mattiakon Metze, für das rechtsrheinische Novaision Niesen (vgl. für das linksrheinische Novaesium Neuß, urkundlich Niviſium), für Mediolanion Metelen, für das rechtsrheinische Askiburgion Aſcheberg im Hollicher Esch bei Burgsteinfurt (vgl. für das linksrheinische Asciburgium Asberg bei Mörs und weit im Osten für das Askiburgiongebirge das Mährische „Gesenke", dies slawische Wort bedeutet auf deutsch Eschengebirge), für Budoris Büderich am Märkischen Hellweg bei Werl, für Sterenontion Sternberg (urkundlich Sterenberge), für Bogadion die vorgeschichtliche Burg bei Gadderbaum, Kr. Bielefeld, für Munition Minden, für Tulifurdon Verden an der Aller, für Askalingion Essel an der Aller, für Teuderion Oetern, und selbst das vielumstrittene Siat-utanda kann sehr wohl Utende an der Saterems in einem Sietland (dreisilbig gesprochen) d. h. niedrigen Landstrich Oldenburgs sein.

Ich freue mich, daß Otto Cuntz und Theodor Steche meine grundsätzliche Wertschätzung des Ptolemäus für germanische Ortsforschung und meine Ansicht teilen, daß man den Fehlerquellen der ptolemäischen Gradangaben nachgehen muß, wenn man die Orte richtig finden will. Ich freue mich auch, daß Theodor Steche seit 1937 wie ich seit 1910 z. B. die Orte Metze (Mattiakon), Minden (Munition), Verden (Tulifurdon), Essel (Askalingion) und andere auf solche Weise bestimmt. Noch mehr hätte ich mich natürlich gefreut, wenn er dabei meine Schrift von 1910 und meinen Aufsatz in der Zeitschrift „Westfalen" 1921 „Die Angaben des Ptolemäus über das freie Germanien" erwähnt hätte.

Wenn Theodor Steche nun im Germanen-Erbe 1938, S. 118 sagt, daß man „nur über die Abstände von den nächstliegenden Orten" andere Orte berechnen dürfe, stimme ich zwar darin grundsätzlich bei, aber nicht zustimmen kann ich seinen — damit im Widerspruch stehenden — Worten: „Durch die Auffindung des im heutigen Portugal steckenden Grundfehlers der Ptolemäuskarte Europas lassen sich die Fehler bei Germaniens Küste, Flüssen und Gebirgen durchweg, bei den Sitzen der Volksstämme fast immer und bei den Orten zum Teil erkennen und ausmerzen."

Für so einfach halte ich die Rechnung denn doch nicht, man muß vielmehr stets mit der Möglichkeit neuer Fehlerquellen rechnen und neben der urkundlichen Namensüberlieferung die Ergebnisse der Bodenaltertümer- und Verkehrswege-Forschung in Betracht ziehen. Steches Karten Germaniens scheinen mir darum noch mancher Verbesserung und Berichtigung zu bedürfen, aber trotzdem bleibt sein kräftiger Vorstoß zur Ehrenrettung des Ptolemäus, den ein deutscher Forscher einst als „heillosen Sudelkoch" verschrien hat, ein erfreuliches Zeichen der Zeit und wird hoffentlich der Erforschung germanischer Vorzeit lange verschüttete Wege wieder erschließen.

F. Wiedermann

Volkskunst an alten Bienenstöcken

Im bäuerlichen Gerät sind uns eine Reihe uralter Überlieferungen erhalten geblieben, die bis zu den Wurzeln deutschen Volkstums zurückreichen. In einsamen Bergtälern, abseits vom breiten Wanderwege, finden wir jene holzgeschnitzten und farbig bemalten Bienenstöcke, die als „Klotzbeuten" bekannt geworden sind. Schlesien besitzt in den 20 Stöcken im Dorfe Höfel (Kr. Löwenberg) einen besonderen Schatz dieser Art. Es ist kein Zufall, daß diese geschnitzten Klotzbeuten im Berglande zu finden sind. Was der Bauer in langen, harten Winternächten ersann, das schnitzte er gern in das weiche Holz. All seine Gedanken um Gott und die Welt fanden ihren Niederschlag in der bäuerlichen Kunst.

Beim Betrachten dieser seltsamen Figurenstöcke drängt sich uns die Frage auf, was wohl die damaligen Besitzer veranlaßt haben mag, solch sonderbare Formen zu wählen. Zunächst war es die Barockkunst, die mit ihrem Reichtum an grotesken phantasiereichen Kunstwerken diese Darstellungsform beeinflußte. Wir müssen aber unser Augenmerk auch auf die volkskundlichen Zusammenhänge lenken. Denn im Mittelalter waren diese Klotzbeuten viel häufiger zu finden. Die Imkerei nahm damals eine besonders geachtete Stellung ein. Sie galt als ein „königliches Handwerk", wurde ehrfurchtsvoll gepflegt und reichte mit ihrem kultischen Beiwerk bis in die Vorzeit zurück.

DAS EHEPAAR *Bienenstöcke von Höfel in Schlesien*

Um die „Dämonen" abzuwehren, setzte man im Mittelalter den Bienenstöcken geschnitzte Masken auf oder gab ihnen groteske Formen, die „böse Geister" abschrecken sollten. Hier baut sich uns eine Brücke zur rechten Erkenntnis dieser Zusammenhänge. Denn wir wissen von ähnlichen Fällen, daß im frühen Mittelalter die Sinnbilder germanischer Götter von der Geistlichkeit zu „Dämonen" und „Geistern" umgefälscht wurden. Das Andenken an die Väterzeit sollte ausgelöscht, die Erinnerung an den Väterglauben völlig getilgt werden. Dafür wurden jene „Dämonen" erfunden, die in abschreckender Gestalt ihre Wirkung auf den Beschauer nicht verfehlten.

Die gleichen Gedankengänge aus dem Väterglauben mögen es gewesen sein, die unsere Bauern veranlaßten, solche Klotzbeuten in Tiergestalt zu schnitzen; so entstanden Löwen und Bären, Hunde und Igel. In späterer Zeit wurden Darstellungen des Heidentums gewählt, Türken und Mohren. Wenn uns auch die Beweisglieder der Kette noch oft genug fehlen, so bleibt doch kein Zweifel mehr, daß jene Klotzbeuten in irgendeiner Weise mit dem Kult der Väterzeit verbunden waren.

In der Gestaltung brachte die Barockkunst, die völlig unter dem Einfluß der Gegenreformation stand, einen grundlegenden Wandel. Kirchliche Motive drängten in den Vordergrund, es entstanden Figuren der Äbte und Bischöfe, der Heiligen und der Figuren des Alten Testaments. Auch der Gutsherr wurde dargestellt, Soldatenfiguren entstanden, die bunte Vielheit des Barock gab den Klotzbeuten ein reizvolles Kleid. Einer der Figurenstöcke von Höfel zeigt auch den Bienenvater, Überschär mit Namen, der sich, im steifen Hut und mit seinem „Gottestischrock", darstellen ließ. Die Schnitzkunst und mehr noch die farbige

BIENENVATER ÜBERSCHÄR *Hölzerner Bienenstock Höfel in Schlesien*

Gestaltung, läßt gar keinen Zweifel aufkommen, daß jene Schnitzwerke dem Kunstkreis der Klosterschulen jenes Landes angehören.

Alle diese Figuren sind aus Holz geschnitzt und ausgehöhlt, damit sie ihren Zweck als Bienenstöcke wohl erfüllen können. Sie sind farbig bemalt und zeigen selbst heute, mit den Spuren des Verfalls noch an, daß sie einst wohl betreut und mit Liebe gepflegt worden sind. Ihre Herstellung ist wohl in 2 Gruppen und in verschiedenen Werkstätten erfolgt. Ein Teil der Stöcke gehört der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts an, die anderen mögen um das Jahr 1720 entstanden sein. Reich an phantasievollen Einzelheiten ist die Darstellung, es sind echte Zeugen einer bodenständigen Bauernkunst.

Des Schlesiers Liebe für absonderliche Gedanken äußert sich in diesen Kunstwerken; der Hang zur Mystik und zur Grübelei über die letzten Dinge ist auch in diesen Schnitzwerken zu spüren. Im Kranze volkstümlicher Schöpfungen nehmen diese Figurenstöcke einen besonders wichtigen Platz ein. Sie sind die Sinnbilder volkstümlicher Kunst, die mit ihren Wurzeln zurückreichen bis in die Tage des Väterglaubens.

Nachrichten

Die Steinzeitdörfer des Federseemoores

Im Rahmen der Berliner Hochschulwoche vom 21.—26. November sprach am Dienstag, dem 22. November, Reichsamtsleiter Professor Dr. Reinerth im Hauptgebäude der Universität über „Die Steinzeitdörfer des Federseemoores". Vor einem überfüllten Hörsaal legte der Redner mit Hilfe eines ausgezeichneten Lichtbildmaterials die für die Vorgeschichtsforschung bahnbrechend gewordenen Ergebnisse seiner Ausgrabungen in dem oberschwäbischen Moor in ihrer geschichtlichen und weltanschaulichen Bedeutung klar. Der bisher unerreicht gute Erhaltungszustand nicht nur der Kleinfunde, sondern vor allem ganzer Hütten und Häuser mit allen Einzelheiten ihrer Holzfußböden, ihrer Inneneinrichtung und Teilen des Oberbaus ermöglichte ein so plastisches und anschauliches Bild vom Leben der Bewohner des Federseemoores zur Mittleren und Jüngeren Steinzeit, das seine Überzeugungskraft auch auf die der Vorgeschichtsforschung fernerstehenden Zuhörer nicht verfehlte.

Namentlich den rassischen Unterschied zwischen den am Ende der Jungsteinzeit hier im süddeutschen Raum auf der Suche nach Neuland vorstoßenden nordisch-indogermanischen Bauern und den früheren Bewohnern des Federseemoores hob der Redner an Hand der ganz verschiedenartigen Ausprägung der Kulturen hervor. Die als einräumige Reisighütten errichteten und nicht weiter ausbaufähigen Wohnstätten der einheimischen westischen Bevölkerung genügten den hohen Ansprüchen der nordischen Siedler nicht. Sie verpflanzten vielmehr aus ihrem Heimatgebiet das stattliche hochgiebelige Rechteckhaus mit Vorhalle und getrenntem Küchen- und Wohnraum in das neue Siedlungsland am oberschwäbischen Federsee. Auch die reichhaltige, zweckmäßige und formschöne Inneneinrichtung der Häuser zeugt von gleicher hoher Gesittung und kennzeichnet unsere Vorfahren als tüchtige Ackerbauer und erfindungsreiche Handwerker, die in straff geordneten Gemeinschaften lebten, wohl schon vor mehr als 4000 Jahren eine treue Gefolgschaft ihres Führers.

Das Handwerk in vor- und frühgeschichtlicher Zeit

Mit dem Vortrag des Gruppenleiters Berlin, Dr. Werner Hülle, wurde am 23. November die Reihe der Winterveranstaltungen des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte eröffnet. Im Anschluß an die erste Internationale Handwerksausstellung, die vor wenigen Monaten die Blicke der Welt auf die Reichshauptstadt lenkte, und an deren Aufbau der Reichsbund erfolgreich mitgearbeitet hat, stehen die Wintervorträge unter dem Gesamtthema „Das Handwerk in vor- und frühgeschichtlicher Zeit". Diese Vortragsreihe soll dazu dienen, das Handwerk als lebendige Brücke zur Vorzeit aufzuzeigen und zugleich die Leistungen der einzelnen Rassen auf handwerklichem Gebiet darzustellen. Ohne Zweifel sind gerade die entscheidenden Faktoren des Handwerks wie Erfindungsgabe, Geschicklichkeit, Zähigkeit und Fleiß rassisch bedingt, und die Erzeugnisse des Handwerks lassen bis in die fernste Vergangenheit zurück auch das Antlitz ihrer Schöpfer erkennen.

In dem 1. Vortrag in der Berliner Universität, der dem heute ausgestorbenen Handwerkszweig des Steinschlägers und Knochenschnitzers gewidmet war, konnte Dr. Hülle überzeugend klarlegen, daß schon aus der Urzeit Meisterstücke des Handwerks auf deutschem Boden gefunden worden sind. Er führte die Zuhörer an Hand zahlreicher Lichtbilder zu den Fundstellen, wo die Erzeugnisse des Steinhauers und Knochenschnitzers deutliche rassische Unterscheidungen ihrer Verfertiger zulassen. Besonders die Träger der nordischen Rasse und ihrer unmittelbaren Vorfahren haben seit jeher durch ihren Erfindungsgeist und ihre technische Begabung vorbildliche Leistungen vollbracht. In der Jungsteinzeit zeigt sich dann im nordisch-indogermanischen Lebenskreis eine erstaunliche Vielfalt der Geräte aus Stein und Knochen, die später zu Vorbildern für die aus Kupfer bzw. Bronze hergestellten Stücke werden. Wenn auch das Handwerk des Steinschlägers zu Beginn unseres Jahrhunderts nur noch wenige Vertreter besaß, die Feuersteine für die Steinschlösser der alten Gewehre anfertigten, so hat doch dieses Handwerk in vorgeschichtlicher Zeit eine hervorragende Rolle gespielt, da Stein- und Knochen damals die Hauptwerkstoffe zur Herstellung fast sämtlicher Geräte lieferten. An ihnen erprobte sich zuerst die schöpferische Kraft der handwerklich begabten Rassen.

Vorgeschichtsforschung im Gau Osthannover

Im Rahmen der Gaukulturwoche in Lüneburg ist durch die Hauptstelle Kultur der Gaupropagandaleitung Osthannover in Verbindung mit dem Lüneburger Museumsverein der Versuch gemacht worden, ein umfassendes Bild vom Werden und Stand der Vorgeschichtsforschung dieses Gaues zu geben. In einer anschaulichen Sonderausstellung des Lüneburger Museums sind die wesentlichen Forschungsergebnisse aus den einzelnen Gebieten in den Funden oder anderen Darstellungen wiedergegeben. Die Ausstellung ist zeitlich gegliedert und umfaßt die Gebiete der Stein-, Bronze- und Eisenzeit sowie der frühgermanischen Stammeskunde. Zu ihrem Aufbau trugen auch andere Museen und Sammlungen des Gaues in vorbildlicher Zusammenarbeit bei. Mit der Eröffnung der Ausstellung war erstmalig eine gut besuchte vorgeschichtliche und volkskundliche Tagung der Heimatforscher Osthannovers verbunden. An allgemeinen Vorträgen während der Tagung sind besonders zu nennen: Stadtarchivar Dr. Kück-Lüneburg

über den Stand der Hermann-Billung-Forschung, SS-Sturmbannführer K. Th. Weigel-Marburg über den Sinn der Sinnbildforschung und Museumsleiter Dr. Körner-Lüneburg über die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung im Gau Osthannover seit 1933.

Verbrennungsanlage der Eisenzeit

In einer Kiesgrube vor der Neustadt Tangermünde wurde ein wertvoller Fund gemacht. Beim Abheben des Mutterbodens legte man in einer Talsenke eine Verbrennungsstätte von 2 m Länge und 1,40 m Breite frei. Eine Steinunterlage konnte nicht festgestellt werden, nur an den Seiten lagen einzelne größere Steine. In der Nähe der Verbrennungsstätte waren Graburnen beigesetzt, die ihrer Form nach der frühen großgermanischen Zeit um 500 v. d. Ztr. angehören.

Erstes germanisches Trachtenmuseum

Am Sonnabend, dem 22. Oktober, wurde in der Stadt Neumünster in Holstein das erste germanische Trachtenmuseum eröffnet. Die Einweihungsfeier fand in der festlich geschmückten Halle der Klaus-Groth-Schule im Beisein zahlreicher Parteiführer, Vertreter der Behörden, der Wehrmacht, der Kunst und Wissenschaft statt. Das Museum in der alten Tuchmacherstadt Neumünster verdankt seine Entstehung vor allem der langjährigen Forschungsarbeit Direktor Schlabows und seinen Rekonstruktionen altgermanischer Gewänder. In übersichtlicher und formschöner Aufstellung, in den der vorgeschichtlichen Abteilung vorbehaltenen Räumen, die etwa $^1/_5$ des Gesamtbaues einnehmen, sehen wir hier Webstühle, wie man sie in der Bronzezeit benutzt hat; ebenso Neufertigungen von Stoffen und ganzen Gewändern neben Proben von alten Stoffresten. Eindrucksvoll wirken lebensgroße Plastiken von Männern und Frauen der Urgermanenzeit, die mit form- und farbtreuen Gewändern bekleidet sind und die goldglänzenden Waffen und Geräte der Bronzezeit tragen. Bilder und Karten an den Wänden vervollständigen und erweitern die Einzelschau.

Älteste Siedlungsplätze Ostthüringens

Am Südrand des Binsenackers bei Liebschwitz wurden zwei mit Steinen gepflasterte Siedlungsstellen aus der Mittleren Steinzeit freigelegt. Die Grundflächen dieser mit Kulmschiefer und Grauwackeplatten befestigten Stellen messen je etwa 4 qm. Zwischen ihnen konnten bisher 150 Feuersteingeräte verschiedenster Art geborgen werden. Nach Ansicht des Landesleiters im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte, Professor Dr. Neumann-Jena, handelt es sich hier um eine steinzeitliche Siedlung aus dem Übergang von der Älteren zur Mittleren Steinzeit und damit um einen der ältesten bisher in Ostthüringen festgestellten Siedlungsplätze überhaupt.

Großsteingräber in der Altmark

Zu den eindrucksvollsten Zeugen unserer deutschen Vorzeit gehören die durch die moderne Bodenausnutzung leider so selten gewordenen Riesensteingräber. Im Sommer dieses Jahres konnte von der Landesanstalt für Volkheitskunde in Halle ein solches Riesensteingrab eingehend untersucht werden. Und zwar handelt es sich um das nördlichste von 8 Grabbauten, das im sog. Wötz bei Wallstawe, Kr. Salzwedel, liegt. Die Ausgrabung legte eine fast 4 m lange und 1,50 m breite Grabkammer frei, die aus 7 noch erhaltenen mannshohen Granitfindlingen auf ebener Erde aufgebaut und von außen mittels eines Steinerdehügels abgestützt war. Zwei mächtige Deckplatten waren hineingestürzt, eine dritte nach außen abgerutscht. Der Boden der Kammer bestand aus einem sorgfältig gelegten Pflaster aus Sandsteinplatten. Desgleichen waren die unteren Zwischenräume zwischen den Wandsteinen sauber mit Platten ausgefüllt. Über dem Bodenpflaster fand sich eine Schicht rötlicher Granitstückchen mit Resten eines Skeletts sowie 4 zerbrochenen Gefäßen und einem kleinen scharf geschliffenen Feuersteinbeil. Der sorgfältige Bau dieser Grabkammer — jeder einzelne der zusammengefügten Blöcke wiegt über 30 Zentner — zeugt für das hohe technische Können unserer Vorfahren vor 4000 Jahren, denen damals fast nur Holz, Knochen und Stein als Werkstoffe zur Verfügung standen.

Langobarden-Friedhof bei Hamburg

Bei den Ausgrabungen bei Tolstedt in der Nähe von Hamburg wurde unter Leitung des Direktors des Helms-Museums in Harburg, Dr. Wegewitz, ein langobardischer Frauenfriedhof aus den Jahrhunderten um die Zeitwende freigelegt. Über 200 Bestattungen und zahlreiche Urnen konnten geborgen werden. Die zum Teil guterhaltenen Gefäße sind außerordentlich reich an Beigaben und vermitteln einen Einblick in den hohen Stand germanischer Töpferkunst. Ein Prunkstück germanischer Goldschmiedearbeit stellt u. a. eine in Filigrantechnik ausgeführte Fibel dar. Armreifen, Silber- und Bronzenadeln, sowie Schmuckstücke aus Tierknochen legen gleichfalls Zeugnis ab von dem künstlerischen und handwerklichen Können dieses elbgermanischen Stammes.

Grabfunde am Hohmichele

Die vor kurzem abgeschlossene diesjährige Ausgrabung der SS an dem hallstattzeitlichen Fürstengrabhügel Hohmichele bei Hundersingen a. d. Donau unter Leitung von Professor Dr. Riek-Tübingen hat reiche Beiträge zu den merkwürdigen Bestattungsbräuchen der frühen Eisenzeit Württembergs geliefert. Südöstlich über dem Zentralgrab kam ein rechteckiges Holzkammergrab, das sog. Obergrab I, zum Vorschein. Von 3 m Länge und 2,45 m Breite. Es barg einen vierrädrigen Wagen mit kunstvoll gearbeiteten Rädern und bronzegeschmückten Stangenaufsätzen, einen stattlichen Bronzemischkessel mit eisernen Ringhenkeln, eine fein profilierte Kupfervase und eine rundbodige Bronzeschüssel. Von den mit Metall beschlagenen Radnaben konnten sogar die Holzteile gerettet werden. Ferner fand man reichhaltiges Pferdegeschirr wohl als symbolische Beigabe unter dem Wagen. Daneben waren eine Frau und ein Mann beigesetzt worden, kenntlich durch die mitgegebenen reichen Beigaben an Schmuck und Waffen. Ferner wurden noch verschiedene Teppich-, Gewebe- und Schnurreste gewonnen, die über die Textiltechnik willkommene Aufschlüsse geben. Nicht weit von diesem Obergrab I ließ sich ein zugehöriges Nebengrab feststellen, und zwar nach Ausweis der Funde ein Männergrab.

Das Wagengrab mit seinen beiden Körperbestattungen aus der Hallstattstufe D war seltsamerweise durch ein Leichenbrandgrab der Stufe C überlagert. Auch diese Bestattung enthielt reiche Beigaben, hauptsächlich an kunstvoll ornamentiertem und bemaltem Geschirr, darunter die typischen birnförmigen Urnen, große getreppte Teller und Schüsseln.

Frühgeschichtlicher Hausfund bei Diesselhövede

In einer Kiesgrube an der Fallingbosteler Kreisgrenze wurden unter Leitung von Dr. Asmus vom Landesmuseum Hannover Reste eines frühgeschichtlichen Hauses aufgedeckt. Es kam dabei die Balkenlage des Hauses zum Vorschein. Es handelt sich bei diesem Haus mit einer Bodenfläche von 3×4 m um eine im allgemeinen nur den Wikingern zugeschriebene Bauform der sog. Stabbaumethode. Das Haus wurde etwa 1 m tief in die Erde eingebaut, um vor den Unbilden der Witterung besseren Schutz zu erzielen. Auch führte man Doppelwände auf, die mit Lehm ausgefüllt waren. Aus den Verzierungen der Gefäße läßt sich schließen, daß der Bau aus der Zeit nach 400 stammt. Wahrscheinlich stellt er ein Nebenhaus dar, einen besonderen Schlaf- oder Vorratsraum. In einer Entfernung von etwa 15 m konnte ein Backofen aus Steinen freigelegt werden, dessen Decke eingestürzt war.

Eine germanische Moorsiedlung bei Minden

Dank der Aufmerksamkeit eines Bauern, der beim Pflügen seiner im Moor gelegenen Wiese immer wieder auf Pfähle stieß, ist in Unterlübbe im Kreise Minden die erste germanische Moorsiedlung in Westfalen entdeckt worden. Der örtliche Heimatpfleger, dem die Sache gemeldet wurde, benachrichtigte Professor Langewiesche in Bünde, der dann sachgemäße Ausgrabung der Pfähle anordnete.

Die Grabungen legten zunächst vier Reihen eingerammter Pfosten frei, die in einem untadeligen Rechteck geordnet waren. Es handelte sich bei diesen Pfosten zweifelsohne um das Wandgerippe eines Hauses. Es waren auch Lagerhölzer, die die Dielenbretter trugen, festzustellen. Dagegen waren die Dielenbretter selbst vergangen.

Man hat im Laufe der Grabungen noch eine Anzahl wichtiger Beobachtungen gemacht. Deutlich waren die Umrisse der Vorhalle zu sehen. Auch eine Feuerstelle wurde ausgegraben. Dann fand man einen Mahlstein und einen Wetzstein. Damit dürfte der Beweis erbracht sein, daß unsere germanischen Vorfahren im Moor den Anbau von Getreide kannten.

Die Grabungen sollen im Frühjahr des kommenden Jahres bei besserer Witterung wieder aufgenommen und zu Ende geführt werden. Die Fundstelle ist wieder zugeschüttet worden.

Nochmals Münsterländer Germanen-Schnaps

Im Septemberheft des „Germanen-Erbe" (S. 286) haben wir unter der Überschrift „Deutsches Erzeugnis" mit ironischen Versen einen üblen Germanenkitsch angeprangert: Eine Münsterländer Schnapsfirma führte auf dem Flaschenetikett ihrer alkoholischen Produkte einen „germanischen" Bärenfellathleten und hat ihr Erzeugnis „Germanen-Schlag" getauft. Leider sind unsere Verse von einigen Seiten mißverstanden und als wohlwollendes Einverständnis mit solchen Werbemethoden, ja sogar als Reklame (!) gedeutet worden. Wir antworten daher an dieser Stelle auf einige der Zuschriften, auch auf eine an das „Schwarze Korps" gerichtete, mit dem Hinweis, daß man doch gegen solche Münsterländer Spatzen nicht gleich mit der Kanone des Ernstes zu Felde ziehen muß. Auch in Zukunft wollen wir es bei dem leichtesten Kaliber Schrot bewenden lassen, um dem harmloseren Teil dieser geschäftstüchtigen Barbarenfreunde das Handwerk zu legen.

Bücher des Monats

Wilhelm Witter, Die älteste Erzgewinnung im nordisch-germanischen Lebenskreis. Band 2: Die Kenntnis von Kupfer und Bronze in der Alten Welt. Verlag Kabitzsch, Leipzig 1938. 118 S., 4 Abb., 17 Tabellen. = Mannus-Bücherei, Bd. 63. RM. 12,—; Leinw. RM. 13,20.

In Fortführung seiner Forschungen über die älteste Metallgewinnung hat der Träger des Kossinna-Preises von 1937 zu seinen Untersuchungen über die Ausbeutung der mitteldeutschen Erzlagerstätten nun die metallischen Bodenfunde aus anderen Ländern Europas und des Orients mit herangezogen, um über die Herkunft der Kenntnis des Kupfers und der Bronze Klarheit zu gewinnen. Aus dem Vergleich der Geräteformen und der chemischen Zusammensetzung der frühesten Metallfunde in den einzelnen europäischen Ländern sowie in Ägypten, Vorderasien, Indien und China ergibt sich, daß die Kenntnis der Metallbereitung nicht, wie man bisher meist annahm, vom Orient und Mittelmeergebiet aus nach Norden gelangt sein kann. Mit seiner in jahrelanger Arbeit durchgeführten Untersuchung des gesamten Fundstoffes, die in den Analysentabellen dieses Werkes niedergelegt ist, hat der Verfasser den Beweis geliefert, daß es nicht nur einen einzigen Entstehungsort der Metallgewinnung in der Welt gegeben hat. Es haben vielmehr in Vorderasien und Europa gleichzeitig mehrere solche Mittelpunkte bestanden, die in ihrem Entwicklungsgang völlig verschieden waren. Es ist erwiesen, daß die Metallbereitung im nordisch-indogermanischen Siedlungsgebiet Mitteldeutschlands bodenständig ist und daß ihr Beginn in eine Zeit fällt, die derjenigen der frühen Kupferzeit in Vorderasien gleich ist. Die Ergebnisse dieses Werkes, dessen 1. Band in Germanen-Erbe 1938, S. 192 angezeigt ist, sind für unser gesamtes Geschichtsbild von größter Bedeutung.

Adam Stuhlfauth, Der keltische Ringwall am Schloßberg zu Burggailenreuth. Gauverlag Bayer. Ostmark, Bayreuth 1938. 56 S., 17 Textabb., 28 Tafeln. RM. 5,20.

Die Arbeit beruht auf eigenen Ausgrabungen und Vermessungen des Verfassers an diesem in Oberfranken gelegenen Ringwall, der zu einer befestigten keltischen Höhensiedlung der frühen großgermanischen Zeit gehört. Die Ergebnisse sind in den größeren geschichtlichen Zusammenhang gestellt, indem andere gleichzeitige Siedlungen mit herangezogen werden. Die reich bebilderte Schrift ist ein wertvoller Beitrag zur Vorgeschichte Süddeutschlands.

Lothar F. Zotz, Die Altsteinzeit in Niederschlesien. Verlag Kabitzsch, Leipzig 1939. 146 S., 89 Abb. RM. 16,50.

Mit der Erforschung der bis vor 8 Jahren gänzlich unbekannten Altsteinzeit Niederschlesiens ist ein Schritt in wissenschaftliches Neuland getan. Als Ergebnis mehrjähriger Arbeit im Gelände legt L. Zotz diesen Band vor, in dem er den altsteinzeitlichen Freiland- und Höhlenfunden, den Stein- und Knochengeräten die erste zusammenfassende Darstellung widmet. Durch seine Höhlengrabungen ist namentlich die Kultur der Höhlenbärenjäger und ihr eigenartiger Bärenkult eingehend erforscht worden. Die Beiträge anderer Verfasser über die Tier- und Pflanzenreste und über die Entstehung der Höhlenlehme ergänzen die Untersuchung nach der naturwissenschaftlichen Seite hin. Das mit zahlreichen guten Bildern ausgestattete Werk hat in dem vorgeschichtlich so gut durchforschten Gebiet von Niederschlesien die einzige größere Lücke geschlossen und der Altsteinzeitforschung manche Anregungen gebracht.

Frederik Adama van Scheltema, Die deutsche Volkskunst und ihre Beziehungen zur germanischen Vorzeit. Verlag Bibliographisches Institut, Leipzig 1938. 191 S., 64 Tafeln. Leinw. RM. 5,20.

Adama van Scheltema hat durch seine Untersuchungen über die altnordische Kunst sich einen Namen als einer der führenden Forscher auf dem Gebiet der vorgeschichtlichen Kunst gemacht. In Fortführung seiner früheren Werke versucht er in diesem Buch, den Zusammenhang unserer Volkskunst mit der germanischen Vorzeit aufzudecken. Dabei läßt er sich von dem Gedanken leiten, daß uns im bäuerlichen Volkstum und in der Kunst unserer germanischen Vorzeit die gleiche, noch unlösbar mit der Natur verbundene „Kulturpersönlichkeit" entgegentritt. In einer großzügigen Zusammenschau der Tatsachen gelingt es ihm, bei den verschiedenen Arten der Volkskunst, in Tanz, Baukunst, bildender Kunst, Tracht und Schmuck, Zierkunst und Sinnbildern, den Nachweis zu führen, daß die deutsche Volkskunst zu allen Zeiten aus den gleichen Wurzeln des bäuerlichen Lebens erwachsen ist wie bei unseren germanischen Vorfahren. So erscheint uns die Volkskunst nicht als etwas Primitives oder ins Primitive Zurückgesunkenes, sondern als ein hohes ursprüngliches Kulturgut, in dem das naturnahe Empfinden und Denken unserer Vorfahren lebendig ist.

H. Schroller, Bericht über die Untersuchung der Königspfalz Werla im Jahre 1937. Vorgelegt von K. Brandi. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1938. = Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge, Bd. 2, Nr. 6. RM. 2,—.

Das Heft bringt einen Bericht über die bekannte Ausgrabung der Pfalz Werla, die durch die dort erstmals in größerem Umfang vorgenommene Auswertung von Fliegeraufnahmen der vorgeschichtlichen Geländeforschung und Grabungstechnik neue Wege erschlossen hat.

Hermann Schneider, Germanische Altertumskunde. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1938. 504 S. 18 Tafeln, 3 Karten. Geh. RM. 9,—; Leinw. RM. 11,50.

Das von dem Germanisten Hermann Schneider herausgegebene Sammelwerk enthält folgende Einzelbeiträge: „Volkstum und Wanderung" von Siegfried Gutenbrenner, „Umwelt und Lebensform" von Wolfgang Mohr, „Kriegswesen und Seefahrt" und „Sitte und Sittlichkeit" von Hans Kuhn, „Staat und Gesellschaft" von Felix Genzmer, „Glauben" von Hermann Schneider, „Dichtung" von Helmut de Boor, „Schrift" von Konstantin Reichardt und „Kunst" von Wilhelm von Jenny. Mit voller Absicht beschränkt sich die Darstellung auf die Zeit, da die Germanen „in das Licht der Geschichte" eingetreten sind und uns schriftliche Quellen vorliegen. Diese vom Herausgeber als das eigentliche, „klassische" germanische Altertum bezeichnete Zeit wird von der germanischen Vorgeschichte getrennt, deren Darstellung einem geplanten Schwesterbuch vorbehalten bleiben soll. Der Herausgeber tritt damit erneut für eine überwundene Auffassung des Begriffes „Germanisches Altertum" ein, der wir jede Berechtigung versagen müssen.

Das Werk enthält in den einzelnen Abschnitten viel wertvolles Material zur Germanenkunde. Aber die künstliche Lostrennung einer germanischen „Geschichte" von der germanischen „Vorgeschichte", die durch den ganz zufälligen Zeitpunkt der ersten Erwähnung der Germanen durch antike Schriftsteller bezeichnet ist, bringt so viel Verwirrung, daß das Werk in seiner Ganzheit keineswegs empfohlen werden kann.

Bausteine für den Geschichtsunterricht und nationalpolitische Schulung. Hrsg. von Studienrat Dr. H. Kesting. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig.

In der Übergangszeit vor dem Erscheinen der neuen Geschichts-Lehrbücher bieten die „Bausteine" ein wertvolles Hilfsmittel zur Neugestaltung und Vertiefung des Geschichtsunterrichts. Die geschickte Auswahl und zusammenhängende Behandlung geschichtlich und nationalpolitisch besonders wichtiger Themen wird sie aber auch später ihren Platz neben den Lehrbüchern behaupten lassen, zumal die der jeweiligen Darstellung beigefügten Quellen den Inhalt begründen und in Einzelfragen eine selbständige Arbeit der Schüler ermöglichen.

Neuartig ist die Wahl der Themen und die Auswahl des Stoffes im einzelnen, neuartig ist aber auch die pädagogische Zielsetzung des ganzen Unternehmens, das eben nicht nur dem Geschichtsunterricht, sondern zugleich auch der nationalpolitischen Schulung dienen soll. So wird „Geschichte zum Gericht des Volkes über sich selbst, wie es war und wird. Sie wird ferner zur politischen Lehre über die Zweckmäßigkeit des Geschehens für die Entwicklung des Volkes".

Bisher sind erschienen:

1. R. Stampfuß, Die großgermanische Zeit.
2. H. Kesting, Germanisches Heldentum der Völkerwanderungszeit.
3. R. von Schumacher, Der deutsche Lebensraum.
4. W. Hohmann, Deutsche Wehrhaftigkeit im Wandel der Jahrhunderte.

Rudolf Stampfuß, Die großgermanische Zeit. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1938. 61 S. mit Abb. Geh. RM. 1,10.

Das Heft ist das erste der neuen Schriftenreihe „Bausteine für Geschichtsunterricht und nationalpolitische Schulung". Es behandelt die Ursachen und Bedeutung der germanischen Wanderzeit, die Geschichte der Ost- und Westgermanen, die Abwehr der römischen Angriffskriege gegen die Germanen und die Kultur der Germanen zur Zeit der Freiheitskämpfe gegen Rom und kann als die bisher beste, kurz zusammenfassende Darstellung dieses entscheidungsreichen Jahrtausends germanischer Geschichte bezeichnet werden.

Walter Frenzel, Wikinger auf Binnenfahrt im Odertal. Verlag Der praktische Schulmann, Stuttgart 1937. Jahrg. 8, Heft 8. Lieferung mit 2 Wandbildern RM. 2,50, schulfertig RM. 4,—.

Der lebendig und fesselnd geschriebene Aufsatz dient zur Erläuterung des dazugehörigen farbigen Schulwandbildes, das von Kunstmaler Willy Planck nach den Angaben des Verfassers geschaffen wurde und als gutes Anschauungsmittel für den Schulunterricht empfohlen werden kann.

Edwin Sacher, Die aus Grassoden und Holz gebauten Höfe und Kirchen in Island. Verlag Triltsch, Würzburg 1938. 29 S., 31 Taf. Kart. RM. 3,60.

Über die isländischen Grassodenbauten ist bisher in deutscher Sprache fast nichts veröffentlicht. Der Verfasser hat im Jahre 1936 einen großen Teil der noch vorhandenen Bauten aufgenommen und vermessen. Ihre eingehende technische Beschreibung und bildliche Wiedergabe, die in dieser Schrift vorgelegt wird, ist für die Germanenkunde sehr wertvoll. Denn diese voraussichtlich in wenigen Jahren dem Untergang geweihten Bauwerke sind die letzten Zeugen einer alten germanischen Wohnweise, die bis auf die Sagazeit zurückgeht und sich infolge der Holzarmut der Insel in Anpassung an die rauhe Polarnatur herausgebildet hat.

Germanen-Erbe, Heft 12, 1938 enthält Aufnahmen von: Mittelstelle für deutsche Bauernhausforschung, Berlin (S. 371, S. 372 unten); Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte, Archiv, Berlin (S. 353); Schloßmuseum, Berlin (S. 365 Abb. 7); Lichtbildner H. Dürr, Berlin (S. 364 Abb. 5); Dr. E. Kulke, Berlin (Titelbild, S. 373 oben); Hans Retzlaff, Berlin (S. 363 Abb. 1; S. 365 Abb. 6); Grenzlandmuseum Schneidemühl (S. 363 Abb. 3); Altertümersammlung Stuttgart (S. 367 Abb. 12); Architekt F. Wiedermann, Breslau (S. 380); aus Gautier: Geiserich, König der Vandalen (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.) (S. 377 oben)

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Hans Reinerth, Berlin. Verantwortlich für Anzeigen: Bernhard v. Ammon, Leipzig C 1, Salomonstr. 18 b. Tel. 70861. — Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig. Druck: Lippert & Co. G.m.b.H., Naumburg (Saale). DA. 5800 III. Vj. 1938 (Pl. 1). Printed in Germany.